Österreichisch-Ungarische Revue

Monatsschrift

für die gesamten Kulturinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung
Wien, I., Kohlmarkt Nr. 20

35. Band 1906

3. Heft

Dichtkunst.

1. Gritsch & Comp., ein Schwank in zwei Aufzügen. Von Josef Kaspar v. Walzel, Wien. — 2. Gedichte. Von Jenny von Reuß-Hoernes, Wien.

Rundschau.

1. Besprechungen und Notizen: Wagner und seine Werke. Von Heinrich T. Finck. Deutsch von Georg von Skal. Von Rudolf Stritzko. — Zu den Briefen Richard Wagners an eine Putzmacherin. Von Ludwig Karpath. Von Rudolf Stritzko. — Musikalische Kalender. Von Robert Bowell. — Vom Baume der Erkenntnis. Von Jenny von Reuß-Hoernes. Von —n—.

Der Streit um das Meerauge zwischen Österreich und Ungarn.

Dargestellt auf Grundlage der Verhandlungen des internationalen Schiedsgerichtes in Graz im Jahre 1902 vom gewesenen österreichischen Referenten des Schiedsgerichtes

Dr. Viktor Korn, k. k. Hofrat und Finanzprokurator in Lemberg.

(Fortsetzung.)

III. Landkarten und Mappen.

Zur Beurteilung des Grenzstreites wurde dem Schiedsgerichte ein reichhaltiges Material von 48 Landkarten, Mappen und Kartenwerken zur Verfügung gestellt. Diese Karten sind teils offiziellen, teils nicht offiziellen Ursprunges.

Aus denselben ergeben sich nun mehrere Grenzversionen:

a) die galizische Version mit der sogenannten trockenen Grenze über die Bergeskämme nordwärts von der Meeraugenspitze (⊙ 2508, 2298, 2262, 2082, 1752 bis d der hier als Beilage A angeschlossenen Karte);

b) die ungarische Version mit der sogenannten nassen Grenze von der Meeraugenspitze durch die beiden Seen und längs des Fischseebaches (⊙ 2508, dann über a, b, c, d der Karte sub A);

c) die sogenannte Dydýnskische Grenzlinie von der Fischsee- oder Mengsdorferspitze herabfallend durch das Meerauge und sodann entlang des Fischseebaches (⊙ 2316 bis c und d der Karte A);

d) endlich weisen manche Karten Grenzlinien auf, die teils in der einen, teils in der anderen Version laufen oder die Grenze zweifelhaft lassen oder aber für den Grenzstreit ganz unverwendbar waren.

Von diesen Karten sind

günstig für die galizische Version	27 Stück
„ „ „ ungarische „	11 „
Karten mit geteilter Version	6 „
„ „ zweifelhafter Version	2 „
unverwendbare Karten	2 „
	48 Stück.

Von diesen Karten verdienen diejenigen eine besondere Erwähnung, welche die Hauptgrundlagen des Grenzstreites gebildet haben und auf welche die ungarische Regierung bei der Beweisführung für die ungarischen Ansprüche ein ganz besonderes Gewicht legt.

Es sind dies vier Karten des Oberstleutnants Baron Seeger, ferner die sogenannten josefinischen militärischen Aufnahmen der Oberste Neu und Motzl und des Oberstleutnants Mietz aus der Zeit vom Jahre 1770 bis 1782.

Die vier Seegerschen Karten sind:

1. eine Übersichtskarte, welche Seeger seinem an den Hofkriegsrat erstatteten Berichte vom 14. Oktober 1769 anschloß;

2. eine Karte des strittigen Teiles von Polen und Ungarn, welche ebenfalls diesem Berichte beigelegt war;

3. eine Karte der dreizehn an Polen verpfändeten Städte vom Jahre 1769;

4. eine Aufnahme des Sandezer Distriktes und des Arvaer, Liptauer und Zipser Komitates.

Die josefinischen Aufnahmen wieder sind:

a) die Originalaufnahme Ungarns durch Oberst Neu aus den Jahren 1782—1784;

b) die Originalaufnahme Galiziens und Lodomeriens durch Oberstleutnant Mietz vom Jahre 1779—1782;

c) die Originalaufnahme von Oberungarn und der südlichen Strecke von Galizien durch Oberst Motzl aus den Jahren 1770—1772.

Zur Würdigung der Seegerschen Karten ist auf den Abschnitt II zu verweisen, woselbst der im Jahre 1769 getroffenen Maßnahmen zur Wiedererlangung der polnischen Zips durch Ungarn Erwähnung geschieht. Danach war nach dem Zeugnisse Arneths („Die letzten Regierungsjahre Maria Theresias, Bd. II, S. 296 ff.) und der Erhebungen des Kriegsarchives der Oberstleutnant des General-

quartiermeisterstabes Baron Seeger mit der Aussteckung des Grenzzuges zwischen der Zips und Polen betraut worden. Von Seeger stammt wohl auch die Behauptung her, daß die Zips zur Zeit ihrer Verpfändung ein bedeutend größeres Gebiet umfaßte, als man später unter jenem der dreizehn verpfändeten Städte verstanden hat. Seeger war angewiesen worden, eine verläßliche Karte der dreizehn Städte aufzunehmen und vorzulegen. Bei Aufstellung des Grenz- und Pestkordons wirkte mit Seeger gemeinschaftlich der Hofrat der königlich ungarischen Hofkanzlei, Török de Szendrö, als politischer Kommissär mit. Diesen Kommissarien war nun mit kaiserlicher Entschließung vom 24. Februar 1769[1]) die Instruktion erteilt worden, jene Hutweiden, Wiesen und andere Grundstücke, welche Polen gegen das Königreich Ungarn streitig machen will, in die diesfällige Grenze einzunehmen und ohne Rücksicht eines allenfalsigen Widerspruches zu behaupten.

Bei der Mappierung konstatierte Seeger ältere Grenzstreitigkeiten, von welchen sich eine auf das streitige Gebiet der beiden Tataseen bezog, jedoch nebst diesen sich auch auf das ganze Territorium bis zum Weißen Dunajec erstreckte. Hierüber erstattete Seeger an den Hofkriegsrat zwei Berichte vom 19. Juni 1769 und 14. Oktober 1769, von welchen der letztere auch die vom Hofrat Török für obige Besitzansprüche gesammelten Dokumente bespricht. Gleichzeitig legte Seeger mit diesem Berichte die oben sub 1 und 2 angeführten zwei Übersichtskarten vor. Die vorgelegten Dokumente waren aber nicht danach geartet, daß auf ihrer Grundlage der Streit sofort hätte entschieden werden können, da schon nach offiziellen Berichten vom Jahre 1774 von neuen Streiten in dieser Grenzfrage die Rede ist. Wie schon im II. Abschnitte hervorgehoben worden ist, wurden in einem Schreiben des Staatskanzlers vom Jahre 1841 die von Seeger aus den aufgefundenen Behelfen abgeleiteten Ansprüche als nur vermeintliche bezeichnet, zumal die ungarische Grenze keineswegs die Ausdehnung bis zu jener Linie gehabt habe, welche durch die Vorrückung der Adler in der sogenannten Törökschen markiert worden ist.

Am 1. September 1770 wurde Seeger angewiesen, die weitere Verhandlung in der Sache dem Hofrate Török zu überlassen.

[1]) Dr. Alexander Czołowski: Die Angelegenheit des Grenzstreites beim Meerauge. Lemberg, 1894. Verlag des galizischen Landesausschusses. S. 26 (in polnischer Sprache).

Belangend nun die zwei oberwähnten Orientierungskarten, so wurden dieselben schon vom Verfasser selbst, Baron Seeger, als ungenau bezeichnet. Tatsächlich enthält die Karte, betreffend den streitigen Teil von Polen und Ungarn die Bezeichnung: „Levée à la hâte par l'état général".

Die zweite kleinere Orientierungskarte enthält die Bemerkung:
a) Jetzige Landesgrenze zwischen Polen und Ungarn;
b) disputierte Flecke an der Landesgrenze, welche leicht zu haben;
c) Terrain, so vermöge Dokumenten zu Ungarn gehörig;
d) wahrscheinliche vorige Grenzen vom Königreich Ungarn.

Aus dieser Karte leuchtet der Zweck der Verschiebung der Landesgrenzen sofort ein. Eine grüne Linie bezeichnet die wirkliche Landesgrenze; zwei weitere gelbe Linien stellen die auf Grund der Urkunden gefundene Prätentionslinie dar; eine rote (die weiteste) Linie gibt die wahrscheinliche Beskidengrenze an. Die Karte weist im Südost eine trockene, von den Karpathen nach Norden gehende Grenze bis zum Vereinigungspunkte zweier von Südost und Südwest kommender Gewässer aus, die dem Poduplaskibach und dem Fischseebach entsprechen.

Die zweite, größere Mappe in B ist eine detaillierte und vergrößerte Ausgabe der oberwähnten kleineren Karte mit den drei in grün, gelb, rot ausgezeichneten Grenzzügen. Diese zweite Karte ist aber ganz besonders charakteristisch. Sie enthält nämlich topographisches Detail nur bezüglich des polnischen, nicht auch bezüglich des ungarischen Territoriums. Als südöstlichste Grenze wird zwar die entlang der streitigen zwei Seen und des Fischseebaches führende Grenze mit Belassung der zwei Seen nach Galizien angeführt. Nichtsdestoweniger wird aber der über diese Grenzlinie hinaus nach Osten bis zu dem „polnischen Kamme" gehende (also gemäß der Karte ungarische) Teil ebenfalls topographisch ausgeführt. Offenbar hat der Verfasser, Baron Seeger, bloß das polnische Gebiet topographisch ausführen wollen und die Grenze dort angenommen, wo der auf der Karte weiß gebliebene Teil als das ungarische Gebiet beginnt, also beim polnischen Kamme. Die Verschiebung der Südostgrenze gegen Westen vom polnischen Kamme bis zu den zwei Seen und dem Fischseebache geschah also auf der Karte infolge nachträglicher Überlegung. Danach ver-

blieb dort eine unverwischbare Spur der Grenzverschiebung zum Nachteile Galiziens und weist darauf hin, daß die Grenze ursprünglich bis zum Mautstein und zum polnischen Kamme ging, welcher letztere Name schon für sich allein auf die frühere Zugehörigkeit zu Polen hinweist.

Von den zwei anderen Karten Seegers ist die Grenzkarte des streitigen Teiles von Polen und Ungarn die einzige von allen vorhandenen 48 Karten, welche die Grenze vollständig nach der letzten ungarischen Version darstellt, nämlich durch die streitigen zwei Seen und dann entlang des Fischseebaches.

Die andere Karte des Sandezer Distriktes, Arvaer, Liptauer und Zipser Komitates führt die Grenze durch den Schwarzen See und dann nicht mehr durch den Fischsee, sondern östlich von demselben, indem sie ihn nach Galizien beläßt. Die Seegerschen Karten stimmen also miteinander durchaus nicht überein.

Was die drei josefinischen, von höheren Offizieren des Generalquartiermeisterstabes besorgten Aufnahmen betrifft, so folgen sie im großen und ganzen den Seegerschen Karten, die für sie die Grundlagen abgaben, weil sie die ersten offiziellen Karten und überdies ebenfalls von einem höheren Offizier desselben Stabes aufgenommen worden waren. Auch diese Karten stimmen miteinander nicht überein, indem die von Motzl aufgenommene Karte den Fischsee in Galizien einzeichnet, während die Karte von Neu und Mietz beide Seen als zu Ungarn gehörig bezeichnen.

Soviel bezüglich der offiziellen Karten, die den Hauptbeweis für den ungarischen Anspruch herstellen sollen.

Für den österreichischen Anspruch sind die Karten des Kameraloberförsters Schneider mit genauester galizischer Grenzversion von besonderer Wichtigkeit, weil sie auf Grundlage der josefinischen Katastralvermessung vom Jahre 1787 und nach dem tatsächlichen Besitzstande amtlich aufgenommen wurden, der geometrischen Tabelle der Kameralherrschaft Neumarkt vom Jahre 1811 bis 1813 und dem späteren Verkaufe der dritten Bialkaer Sektion zur Grundlage dienten und weil der Verfasser dieser Karten auch bei der Grenzbeschreibung anläßlich der Übergabe der Herrschaft an den Käufer Homolacz amtlich mitwirkte. (Auf diese Mappe wird im Abschnitt VI besondere Rücksicht genommen werden.)

IV. Literatur.

Seitens der österreichischen Regierung wurde dem Aktenmateriale auch eine Sammlung von zahlreichen geographischen, naturwissenschaftlichen Werken, Monographien, Reisebüchern angeschlossen, die teils Auskunft über den Fischsee, die Grenzen Ungarns und Galiziens, die Zugehörigkeit einzelner Gebirgszüge, Berggipfel und Täler in der Gegend des Streitobjektes geben, teils zum Nachweise dienen sollen, daß bei Aufzählung der nach Ungarn gehörigen Gebirgsseen des Fischsees keine Erwähnung geschieht; teils endlich nachweisen, daß in einer weiter zurückreichenden Zeitperiode ein über das heutige Streitobjekt weit nach Osten hinübergreifendes Gebiet als zum ehemaligen Polen gehörig angesehen wurde. Von diesen Werken werden hier bloß einige aufgeführt, welche einigermaßen genauere Auskünfte über obige Gegenstände enthalten:

1. „Historia naturalis curiosa Regni Poloniae" von Pater Gabriel Rzączyński, S. J., Sandomir, 1721. — Im Abschnitte: „de montibus Carpatiis" wird ein in der Starostei Neumarkt (in capitaneatu Novotargensi) gelegener runder See angeführt und demselben der Name „oculus maris" beigelegt. Über demselben befinde sich ein Felsen in der Gestalt eines sitzenden Mönches, daher „Mnich" (Mönch) benannt. Danach wurde der Fischsee (polnisch „Morskie Oko") zweifellos als zu Polen gehörig betrachtet. Ebenso wird das Tal „swiszcza" (Swistowa), in dessen oberstem Teile der gefrorene See liegt, als zum Königreiche Polen gehörig bezeichnet (ad fundum regni nostri spectans). Dieses Tal liegt in der Nähe des polnischen Kammes, der heute unstreitig zu Ungarn gehört. Daraus wird der Schluß gezogen, daß die Grenze Polens damals vor zwei Jahrhunderten über die Meeraugenspitze hinaus, dem Gebirgszuge der Wysokaspitze und des polnischen Kammes folgend, bis zum Mautstein sich erstreckte, so daß die Täler des Rówienki- und Poduplaskibaches die Grenze gegen Ungarn bildeten.

Dr. Czołowski („Grenzstreit um das Meerauge") hebt hervor, daß dieselbe Bezeichnung des „Morskie Oko", wie bei Rzączyński, nämlich als „oculus maris" auch bei Chmielowski („Nowe Ateny", Lemberg, 1754) vorkomme und daß die zahlreichen Landesbeschreibungen Ungarns aus dem 17. und 18. Jahrhundert keine

Spur hierüber aufweisen, daß das Meerauge jemals als ein zu Ungarn gehöriger See angesehen worden wäre.

2. „Ungarisches Magazin (Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft, Literatur, 3. Band, Preßburg, Ant. Löwe, 1783). In der darin vorkommenden Beschreibung der Karpaten wird wiederholt von dem „großen polnischen Fischsee" gesprochen, der unterhalb des Felsens „Mönch" liegt. Danach wird offenbar der gegenwärtig streitige Fischsee gemeint.

3. Karl Gottlieb von Windisch: „Geographie des Königreiches Ungarn". Preßburg, Ant. Löwe, 1780. Bei Beschreibung der Gespannschaft Zips und der Felkerspitze, wie des Felkergrundes heißt es daselbst: „Dieser Grund ist von rauhen und gräßlichen Gebirgen umrahmt. Die höchste Spitze ist der polnische Grod, auf welchem man, wie auf einem Sattel sitzend, von der einen Seite Polen, nämlich die ganze Gegend von Neumarkt, von der anderen Seite das Zipser Gebiet in Ungarn übersehen kann. Auf der Seite gegen Polen erblickt man in der Tiefe einen zugefrorenen See, beständig mit Eis bedeckt . . ." Dieser „gefrorene See" liegt aber in dem tiefsten Grunde des Poduplaskibaches. Danach hat der Verfasser aber offenbar die polnische Kammlinie als Landesgrenze angesehen.

4. Haquets „Physikalisch-politische Reise in den Jahren 1794, 1795 durch die dazischen und sarmatischen oder nörlichen Karpathen", Nürnberg, 1796. Diesem Werke liegt ein Kärtchen bei, welches die Landesgrenze nach der galizischen Version zeigt und die beiden Seen, von denen der eine als „Meerauge" bezeichnet ist, samt der an diese Seen östlich grenzenden Gebirgsabdachung nach Galizien einschließt.

5. Johann von Csaplovics: „Topographisch-statistisches Archiv von Ungarn", Wien, 1821. Darin wird der „große polnische Fischsee", dessen linkes Ufer vom Felsen „Mönch" begrenzt wird, und der nächst liegende große Schwarze See als auf polnischer (galizischer) Seite befindlich bezeichnet.

6. Szepesházy: Merkwürdigkeiten des Königreiches Ungarn. Beschreibung aller in Ungarn befindlichen Städte, Berge, Höhlen, Seen, Flüsse usw." Kaschau, 1825. Dieser Autor führt ebenso wie Csaplovics den großen polnischen See nächst des Mönchberges als auf polnischer Seite befindlich an.

7. „Anzeigen aus sämtlichen kaiserlichen und königlichen Erbländern.“ Wien, 1772. Hier wird gleich wie in der sub 3 angeführten Stelle aus dem Werke von Windisch, der polnische Grod als Grenzrücken gegen Polen bezeichnet und der darunter befindliche gefrorene See als auf der Seite Polens liegend erklärt.

8. Karl Kolbenheyer: „Die Hohe Tatra.“ Teschen, 1891. Auf der dem Werke angeschlossenen Karte ist die Landesgrenze nach galizischer Version eingezeichnet.

Die übrigen Werke sind nicht geeignet, als Beweisindizien für die galizische oder ungarische Version zu dienen und werden daher hier übergangen.

(Fortsetzung folgt.)

Salzburgs Stellung in der Kunstgeschichte.

Von weiland Professor Dr. Alois Riegl, Wien.

(Schluß.)

Der italienische Palazzo zwingt nun alle diese zu verschiedenen Zwecken bestimmten Räume in einen Baukörper zusammen; nach außen zeigt er eine einzige repräsentative Schauwand von streng symmetrischer Komposition, die in der Mitte durch ein beherrschendes, vornehmes Portal in zwei subordinierte symmetrische Flügel zerlegt ist. Wohin wir also blicken, tritt uns an Stelle der früheren lockeren Gliederung eine rücksichtslose, straffe Vereinheitlichung entgegen. Ferner eine entschiedene horizontale Geschoßteilung, die Lagerung in der Breite durch Bänder und Gesimse und vor allem durch die Verhältnisse zwischen Fenster und Mauer betont, bei sorgfältiger Unterdrückung der Vertikalelemente, vor allem der verhaßten Giebel. Als Beispiel einer solchen Fassade mag das jetzige Hauptzollamt in der Kapitelgasse Erwähnung finden. Im gleichen Geiste begann der Erzbischof den Umbau der alten Residenz; ihre regelmäßige Anlage um den Domvorplatz sowie der symmetrische Anschluß an die Domkirche mittels der Dombögen ist aus dem gleichen Geiste der Vereinheitlichung und Subordination geboren. Auch die Umgebung soll einheitlich mit dem Monument zusammengezogen werden.

Den neuen Dom hat erst Wolf Dietrichs Nachfolger, Markus Sitticus, gebaut, sein Verwandter und in vieler Hinsicht sein Gesinnungsgenosse. Baumeister war wiederum ein Oberitaliener, Santino Solari. St. Peter zu Rom war auch für diesen als Vorbild gegeben; aber die Variante geschah unter weitgehender Reduzierung der Verhältnisse und Details. Wenigstens was das Innere

betrifft, ist es der am reinsten italienische Monumentalbau, den wir in Deutschland, ja in Europa, nördlich der Alpen, besitzen. Das Innere ist von einer behaglichen Breiträumigkeit; auf niedrigen Sockeln erheben sich die Pilaster, die in maßvoller Höhe die Gewölbe tragen. Das Langhaus ist dunkel, der Kuppelraum mit der Apsis hell, worin die barocke Lichtführung zum reinen Ausdruck gelangt. Die Kuppel dominiert vollständig, selbst für denjenigen, der beim entfernten Westende des Langhauses hereintritt: man vergleiche damit nur die mittelalterliche Vierungskuppel von St. Peter, die man erst wahrnimmt, wenn man schon darunter steht. In die Seitenkapellen ist überall ein offener, freier Blick statt gequälter Ausschnitte, eine wohltuende Klarheit beherrscht die Gesamtdisposition. Es liegt noch jener Abglanz der majestätischen Ruhe darüber, der auch in dem Vorbilde, dem Zentralbau des Michelangelo, von der Renaissance her, nachgewirkt hatte; das gesteigerte, barocke Innenleben verrät sich bloß in Details, wie in den mehrfach voreinander vortretenden Pilastern, und in den verkröpften Gesimsen. Dagegen ist am Äußeren höchst überraschend und fast schroffer Weise dem nordischen Empfinden Rechnung getragen, was sich namentlich in den zwei Flankentürmen der Westfassade äußert. Die untergeordnet behandelten Nebenfassaden und die Ostseite hätten nach italienischen Begriffen niemals nach allen Seiten so frei liegen dürfen, wie es am Salzburger Dome der Fall ist.

Das 17. Jahrhundert wird in Salzburg durchaus durch die Italiener beherrscht. Es haben zwar auch zahlreiche einheimische Baumeister, Bildhauer und Maler Verwendung gefunden, aber den Ton gaben die Welschen an, und wo ein bedeutendes Werk aufzuführen war, dort geschah es durch Welsche; so der Hofbrunnen von Antonio Daria im Geiste des genialen römischen Brunnenarchitekten Bernini, dessen Felsbrunnen auf der Piazza Navona und der Tritonbrunnen dabei teilweise das Vorbild abgeben mußten. Es wird auch wohl schwerlich bloß zufälliges Zusammentreffen sein, daß der tatkräftigste Erzbischof des 17. Jahrhunderts — Paris Lodron — dem die Stadt das meiste zu danken hatte, selbst ein Welscher gewesen ist. In jeder Beziehung war damals für Salzburg das unverfälschte Welsche zeitgemäß.

Den Höhepunkt erreicht diese rein italienische Wendung in Salzburg unter dem Erzbischof Max Gandolph Khuenburg. Die

Erzbischöfe ließen damals durch Welsche schlechtweg im welschen Stile bauen. Der beschäftigteste Baumeister war Gasparo Zugalli. Man muß zum Beispiel seine Kajetanerkirche sehen, um die architektonische Reaktion zu verstehen, wie sie dann im Gegensatz dazu Fischer v. Erlach vollzogen hat. Die Kajetanerkirche soll ein Zentralbau sein, aber ein bewegter, wie es die Spätbarocke verlangt, daher mit ovaler und zwar querovaler Kuppel; dadurch entsteht innen eine solche Breitenwirkung, daß der Chorraum etwas vertieft werden mußte, um die Zentralwirkung noch zu retten. Jedenfalls dominiert innen die Kuppel vollständig. Außen sieht man die eigentliche Fassade zwischen zwei symmetrisch gebildeten Flügeln des Klostergebäudes eingeklemmt, die mit Schaugiebeln über einer theatralischen Kolossalordnung von Pilastern gekrönt sind — ein Streben nach äußerer Repräsentation und einheitlicher Schauwirkung, selbst mit Täuschungsmitteln! Eine solche Vereinheitlichung erweckt nahezu den Eindruck der Profanierung, die auf ein deutsches, tiefes, religiöses Gemüt fast anstößig wirkt. Auch diese Fassade wird durch die Kuppel dominiert, der flache Hauptgiebel darunter verschwindet völlig als solcher. Noch weiter gesteigert sind diese Tendenzen an St. Erhard im Nonntal. Das alles bedeutet nun eine solche Outrierung des spezifisch italienischen ungermanischen Kunstelementes, wie sie sich selbst in Salzburg nicht auf die Dauer behaupten konnte.

Die Bauherren der Kajetanerkirche waren Theatinermönche italienischer Nationalität; ihres Gefallens durfte daher der Erbauer sicher sein. Aber die einheimischen Salzburger konnten darum doch nie zu Italienern werden; und wenn sie im ganzen 17. Jahrhundert Gefallen daran fanden, ihr Empfinden dem italienischen anzubequemen, so mußte doch endlich der Augenblick kommen, wo der eingeborene nordische Geschmack selbst hier sein Recht begehrte, womit freilich auch der Moment nahegerückt war, daß man in Salzburg das Interesse am monumentalen Kunstschaffen wieder einbüßte. Dieser kritische Wendepunkt trat ein unter dem Erzbischof Johann Ernst Grafen Thun-Hohenstein um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert. Seine bewußte Emanzipation von den Welschen ist dokumentarisch erwiesen; namentlich Zugalli ist dabei schlecht weggekommen. Es war aber damit nichts weniger gemeint, als an Stelle des Italienischen ein Nordisch-Germanisches zu setzen. Der Erzbischof selbst mochte mehr eine persönliche Abneigung gegen

die Welschen als die Notwendigkeit eines Umschwunges der Stilweise empfunden haben. Es sollte jedenfalls dem Italienischen nicht mehr als die absolut notwendige Wendung ins Bodenständige, Germanische gegeben werden, das heißt in der uns bekannten, individualisierenden Richtung mittels Gliederung und Überhöhung, dann in einem Zuge zur inneren Bewegung an Stelle der allzu äußerlichen, repräsentativen Ruhe des Italienischen. Zur Verwirklichung dieser Absichten bedurfte der Erzbischof eines geeigneten Meisters. Da das Problem zeitgemäß war, fand er ihn auch im älteren Fischer v. Erlach, dem Hauptmeister des sogenannten österreichischen Barockstiles.

Fischer v. Erlachs Kunst blühte hauptsächlich in Wien und den altösterreichischen Ländern, ferner in Böhmen. In Salzburg ist ihre Pflege Episode geblieben, aber eine Episode von eminenter kunstgeschichtlicher Bedeutung. Fischer v. Erlach hat in dieser Stadt seine monumentalen Jugendwerke geschaffen, an denen sein eigener österreichischer Barockstil herangewachsen ist. Erst später hatte er die großen Schöpfungen, namentlich in Wien, aufzuführen. Er bedurfte anfänglich, als er sich in Wien noch nicht durchgesetzt hatte, eines Auftraggebers für entsprechende monumentale Aufgaben, der, vom Verständnis für den römischen Barockstil durchdrungen, dennoch eine bestimmte Emanzipation von demselben begehrte, und dieser Auftraggeber war der Salzburger Erzbischof. Nur zwei Werke sollen davon Zeugnis geben.

In der Priesterhauskirche (Dreifaltigkeitskirche) hielt sich Fischer noch enge an die italienischen Vorbilder. Die Fassade ist zwischen die Flügel des Alumnates eingeklemmt; aber während Zugalli bei den Kajetanern alles dies in eine Ebene preßt, läßt Fischer seine Kirchenfassade in selbständiger Gliederung mächtig heraustreten, dann bewegt er sie nach dem Vorbilde von St. Agnese in Piazza Navona in Rom in konkaver Kurve. Im Innern (Zentralraum) ist auch bei ihm wie bei Zugalli die Kuppel ins ovale gestreckt, aber nicht in ein breites, sondern in ein tiefes Oval, und der hintere Kreuzarm mit der Apsis verstärkt noch den Eindruck der Tiefenbewegung (an Stelle der ruhenden Breite bei Zugalli).

Beträchtlich weiter emanzipiert vom Italienischen erweist sich Fischer in seinem Salzburger Hauptwerke: der Universitätskirche. Kunstgeschichtlich betrachtet, bildet sie das interessanteste Kunstwerk in Salzburg. Betritt man das Innere der Universitätskirche, so

hat man Mühe zu erkennen, daß man sich in einem Zentralbau befindet, so sehr macht sich ein Tiefdrang und ein Hochdrang geltend. Die Kuppel schwebt zwar ruhig und sicher in der Mitte des Ganzen, aber man empfindet trotzdem das Überwiegen der Tiefe und der Höhe über die Breite. Das Schiff erscheint weit schmäler als im Dom, der doch ein ausgesprochenes Langhaus hat, während die Universitätskirche ein Zentralbau sein will. Die Pilaster stehen auf hohen Sockeln und schnellen schlank in die Höhe. Die Nischen dazwischen drängen nach oben, stoßen an die Gesimse an; an den Querschiffwänden schneiden die Krönungen der Altäre direkt in die Rundbogenfenster darüber ein; in allen vier Abschlußwänden in den Achsen erscheint oben je ein aufrechtes Ovalfenster (sogenanntes Ochsenauge), an Stelle von Zugallis liegenden Ovalfenstern. Jede farbige Dekoration an Wänden und Decken fehlt; sie wird wohl beabsichtigt gewesen sein, aber daß sie überhaupt unterbleiben konnte, ist schon bezeichnend. Der tiefe, schwere Ernst der architektonischen Anlage, der innere Gehalt, wurde als genügend empfunden; die schöne, spielende, heitere Zutat, die dem Italiener jener Zeit zur vollendeten Harmonie unentbehrlich dünkt, erscheint vom Standpunkte des deutschen Barockempfindens nicht unbedingt erforderlich.

Am Äußeren gibt sich zwar nach italienischer Barockweise die Hauptfassade als Hauptsache, aber an den Nebenfassaden erkennt man doch eine bestimmte, germanische Freude an Vor- und Rückspringen, das heißt an erneuerten Gliederungen, zum Beispiel gegenüber den einheitlichen Massenfluchten der Domwände. Die Kuppel hat für die Fassadenwirkung gar nichts zu sagen; die Fassade ist davon unabhängig und selbständig, ebenfalls im Sinne der Gliederung. Die Fassade wird beherrscht durch das germanische Lieblingsmotiv: den Giebel; er ist flankiert von zwei Türmen, die nicht mehr so entschieden subordiniert erscheinen als an der Priesterhauskirche, weil sie etwas höher sind als der Giebel, der aber doch durch die größere Breite die Herrschaft besitzt. Am auffallendsten ist der Abschluß der Türme oben. Was wir da sehen, ist nicht Dach, nicht Helm, sondern bloß absonderliche Aufsätze, deren künstlerischer Sinn darin beruht, daß sie Bewegung in allen Dimensionen zu verraten haben. Das scheint uns studiert und kleinlich raffiniert, wie noch vieles andere an der Fassade, so daß es erst langsam erraten und ergrübelt werden muß. An den italienischen Werken

ist gewöhnlich alles auf den ersten Blick klar; es sprechen dort nur materielle Faktoren und Verhältnisse, Druck und Gegendruck, Struktives und neutral Füllendes. Der deutsche Meister dagegen bringt tiefere Gedanken, geistige Bezüge in die Formensprache. Der Italiener sucht ein möglichst ruhiges Bild in der horizontalen Ebene zu schaffen, der Deutsche dagegen Bewegung nach der Tiefe und Höhe hineinzubringen, die nicht so einfach und unmittelbar evident zu machen ist, als die Breitenebene.

Damit war der reine Italianismus in Salzburg gebrochen. Werke, wie der Brunnen Darias, konnten hier nicht mehr entstehen. Man vergleiche hiefür bloß die zwei Pferdeschwemmen mit ihren Vorbildern, den römischen Monumentalbrunnen nach Art der Fontana Trevi. Eines der letzten Werke von großartigerer Absicht — das Neutor — erscheint höchst bezeichnendermaßen als ein Werk von überwiegend technischer Bedeutung, worin sich bereits moderne Neigungen und Bedürfnisse ankündigen. Die Bauten Fischer v. Erlachs bedeuten aber auch die letzte große Phase der Salzburger Kunsttätigkeit. Je weiter sich im folgenden der Zug der Zeit von der italienischen Schule, die zwei Jahrhunderte hindurch den Norden beherrscht hatte, wieder entfernte, war auch für Salzburg der Anreiz für eine intensive Pflege der bildenden Kunst wieder geschwunden. Den Problemen, die diese nun zu stellen hatte, vermochten die Salzburger kein Interesse mehr abzugewinnen. Dieses wandte sich dafür der Musik, schönen Literatur und der Wissenschaft zu.

Es bestätigt sich hiemit am Schlusse neuerdings, was uns die ganze bisherige Betrachtung gelehrt hatte.

In Zeiten des Vordringens des italienischen Einflusses sehen wir Salzburg immer an der Spitze, und zwar bereit zur bedingungslosen Übernahme des Welschen; sobald die Bewegung auf eine Emanzipation vom Italienischen und auf einen Ausgleich mit dem Germanischen hinzuarbeiten beginnt, erlahmt allmählich das Interesse, und die in Salzburg geschulten Meister verlaufen sich nach anderen Brennpunkten künstlerischen Schaffens. In Zeiten vollständiger Abkehr vom Italienischen stagniert in Salzburg jedes höhere, bildende Kunstschaffen; man begnügt sich dann daselbst mit der unvermeidlichen Stillung des laufenden Kunstbedarfes, ohne hinreißenden Schwung und ohne Anspruch auf höhere Monumentalität.

Die Bedeutung Salzburgs für die Kunstgeschichte ruht also hauptsächlich darin, daß es ein allzeit offenes Einfallstor für den italienischen Geschmack gewesen ist, das dann von entscheidender Wichtigkeit werden konnte, sobald die selbständige, nordische Entwicklung mit ihrer Neigung zur unendlichen Zersplitterung und einseitiger, individueller Willkür an einem toten Punkte angelangt war, und einer Befruchtung durch die italienische Kunst, ihre Fähigkeit zu einheitlicher Zusammenfassung und normativer Gesetzlichkeit bedurfte. Diese Befruchtung selbst hat in Salzburg allerdings, soviel wir sehen, niemals stattgefunden, und wenn es einmal dazu zu kommen schien, wie unter Fischer v. Erlach, so sind doch ihre reifen Früchte nicht mehr der Stadt Salzburg zu gute gekommen — offenbar, weil sie danach nicht mehr verlangte, wie denn auch der Nachfolger jenes Johann Ernst Thun-Hohenstein, ein Graf Harrach, den großen Fischer sang- und klanglos aus den salzburgischen Diensten scheiden ließ. Salzburg hatte keinen Auftrag mehr für den österreichisch gewordenen Barockmeister.

Infolgedessen sucht man jene Originalität voll immer sich erneuernder und wechselnder Reize, wie sie zum Beispiel Nürnberg darbietet, in Salzburg vergebens. Dafür bietet es eben, was keine andere Stadt nördlich der Alpen, eine herrliche Fülle verhältnismäßig reiner, italienischer Eindrücke, gerade solcher, wie sie dem nordischen Geschmacke seit jeher am zusagendsten waren. Aber auch der moderne Mensch, der bei der ästhetischen Würdigung am liebsten von historischen und exotischen Reizen nichts wissen möchte, vom Gegenstande seiner Zweckbestimmung und historischen Bedeutung vollständig abzusehen versteht, und nur auf den Genuß rein optischer, koloristischer, mit dem musikalischen verwandter Reize ausgeht, findet unter Salzburgs Denkmälern mehr als ein Objekt dankbarster Würdigung. Nur eines sei hier für viele andere Erwähnung getan: des Kapuzinerklosters auf dem Imberge, eines unscheinbaren Gebäudekomplexes aus der Zeit Wolf Dietrichs, der sogar der Zierde eines Turmes entbehrt. Wer es aber etwa von der Terrasse der Höllbräuerei in warmer Abendbeleuchtung betrachtet, dem enthüllt sich ein entzückender Farbenakkord. Aus grünem Gebüsch steigen die gelben Wände auf, bekrönt vom roten Dache, das in den blauen Himmel einschneidet — alle Farbenzonen gefaßt und getrennt durch ruhige, horizontale und vertikale Linien; ein stiller, reiner Kunsteindruck, voll besänftigender und andachts-

voller Stimmung für den Beschauer. Oder wer jemals vom oberen Salzachkai die Müllnerkirche mit ihrem spätgotischen Chor und dem barockisierten Turme als Silhouette im Abendsonnenglühen geschaut hat, wird den unsäglichen Stimmungseindruck niemals vergessen.

Dies ist der Weg, auf dem die alten Denkmäler auf uns Moderne die tiefste, unmittelbarste Wirkung ausüben, und schon darum allein sollen wir sie mit frommer Sorgfalt pflegen, schützen und erhalten.

Kaiser Karl des Großen Ostreich.

Festvortrag
des kais. u. kön. Sektionsrates **Dr. Joseph Lampel**, gehalten am 25. November 1906
im Großen Musikvereinssaale, Wien.
Nach dem ursprünglichen Entwurf.[1])

Wir haben uns zusammengefunden, um ein Vorfest zu begehen. Wir stehen am Vorabende der Enthüllung eines Reliefs, das, im Mittelpunkt unserer Stadt an der St. Peterskirche angebracht, Karl den Großen zeigen wird, wie er der Kreuzsetzung behufs Gründung der Kirche anwohnt. Aufrecht vor seinem Thron an der Stadtmauer stehend, umspannt er mit gefalteten Händen den mächtigen Schwertgriff. Geistliche und weltliche Würdenträger umgeben ihn und ein gefesselter Avare läßt den Kaiser als siegreichen Feldherrn erkennen. Eine Inschrift weiht das Bild „Kaiser Karl dem Großen, dem Gründer des Ostreiches, dem Stifter dieser Kirche!"

Karl der Große bedeutungsvoll für Wien, für Österreich!

Wohl sind wir von seiner Größe erfüllt, aber gewohnt, ihn am Rhein, etwa in Aachen, oder in Frankreich, etwa zu Reims, zu wissen, und für diese Lande war er wohl segensreich wie ein Vater. Allein, daß ihn selbst für unser Donaureich, das er vielleicht nur einmal betreten, dauerndes wirksames Interesse beseelte, das scheint zuviel der Annahme.

---

[1]) Dieser hat, da im Interesse besserer Wirkung für die „Festrede" nur eine halbe Stunde zugestanden war, Einschränkungen über die Hälfte erfahren, eine letzte noch unmittelbar vor der Vorfeier. In diesem Ausmaße ist er im „Evangelischen Hausfreund" vom 15. Dezember 1906 zum Abdrucke gelangt; schon früher hat er in neuerlicher Kürzung in einem Feuilleton des „Vaterland" vom Sonntag, 2. Dezember 1906 Aufnahme gefunden.

Haben wir denn auch ein Recht zu jener Darstellung, zu dieser Feier. Hat Karl der Große wirklich Wien auch nur gesehen! geht die Stiftung der St. Peterskirche auf ihn zurück, und ist vollends er der Begründer Österreichs?

Welch stolzer Name! Man wird ihn als den Stifter der Ostmark gelten lassen und gibt bereits zu, daß diese im späteren Klein-Österreich der Babenberger neuerlich auflebt[2]), fortlebt und so der Kern der österreichischen Monarchie, Großösterreichs, wird.

Doch darum ihn den Begründer Österreichs zu nennen, scheint das nicht gewagt? — — —

* * *

Jedenfalls hat der Frankenkönig Karl im großen Avarenfeldzuge 791 den Wienerwald unterhalb Tulln überquert.[3]) Und da viel darauf ankam, mit der am linken Ufer marschierenden Abteilung in naher Fühlung zu bleiben, so muß Karl Wien berührt haben, um so gewisser, als er mit seiner gewaltigen Heersäule sicherlich die alte Römerstraße eingehalten hat. Die aber fällt im heutigen Wien mit der Herren- und Augustinerstraße und mit dem Rennweg zusammen. Am Gebäude des Musikvereins ging sie knapp vorüber, durch eine jener Gräberalleen, mit denen römische Landstraßen geschmückt sind. So mögen denn des Königs Scharen, wenn sie im Geist vorüberziehen, der Worte und der Klänge lauschen, mit denen späte Epigonen sie und ihren hehren Führer preisen.

Ob man in Wien gerastet, ob ein Lager aufgeschlagen, wir wissen es nicht, da die Berichte nicht einmal Wiens gedenken[4]), das doch im Sinne jener Zeit eine ganz brauchbare Festung gewesen sein muß.[5]) Vielleicht hat dichter Forst, der noch in Babenbergerzeit bis zum

---

[2]) Siehe darüber die jüngsten Untersuchungen von Lampel, Vancsa und von Uhlirz in den Publikationen des V. f. Landeskunde in Niederösterreich und in den Jahrbüchern des Deutschen Reiches unter Otto I. und Otto II., Bd. 1, Exkurs. 4.

[3]) Jahrbücher d. Fränkischen Reiches unter Karl d. Großen von Sigurd Abel, fortgesetzt v. Bernhard Simson, II., 24.

[4]) Die Nennungen Wiens im Nibelungenlied und in Jansen Enikels Fürstenbuch betreffen vorkarolingische Zeit. Auch die Karlssage nimmt Wien und Favianis als bewohnte Stadt an.

[5]) Konnte ja noch ein Vierteljahrtausend später im Jahre 1030 die vor König Stephan von Ungarn sich zurückziehende Armee Kaiser Konrad II. unter, wo nicht in Wiens Mauern Schutz suchen und vorübergehend finden. Vgl. H. Breßlau, Jahrbücher d. Deutschen Reiches unter Konrad II., 1, 299.

„Stock im Eisen", also bis knapp an die alte Stadtmauer, reichte, das römische Vindobona den Blicken der ostwärts Ziehenden entrückt.

Nach Übersetzung des Wienerwaldes war Karl noch bis an die Raab gedrungen und hatte das westliche Ungarn durch mehr als Monatsfrist verheert: die Kriegführung jener Tage. Gleichzeitig mit dem Vater war Karls zweiter Sohn, Pippin, von Italien her, seinem besonderen Verwaltungsgebiete, gegen die Avaren vorgebrochen und hatte bald einen erheblichen Sieg aufzuweisen. Wir werden diesen Königssohn noch als präsumtiven Herrn auch der Avaren begrüßen.

Dem konzentrischen Angriffe vermag das Reitervolk nicht zu widerstehen, die Feldzüge von 795 und 796 sind ihm vollends verderblich geworden. Einmal dringt Pippin sogar bis nach Dakien, ins heutige Siebenbürgen, ein. Mit eine Folge solcher für die fränkischen Waffen ruhmreichen Taten war die freiwillige Unterwerfung des Tudun, des westlichen Teilfürsten im Avarenreiche, und sein Übertritt zum Christentum. Gleichwohl hat es noch eines Jahrzehntes bedurft, bis die Unholde unschädlich gemacht waren.

Soweit die Geschichte; die Sage hat sich gleichfalls Karls bemächtigt. Er, der so eifrig deutsche Sage sammeln ließ, ist selber Sagenheld geworden. Die Sage nun läßt ihren Karl viel weiter nach Osten vordringen und viel länger ausbleiben. Bis nach Bulgarien schickt sie ihn; dann aber wäre er, durch einen Engel gewarnt, um die Gattin vor Drängern zu retten, nach neunjähriger Abwesenheit binnen drei Tagen über Raab und Passau nach Aachen gelangt. Kein Wunder! er ritt eben ein Wunderpferd. — Dasselbe Motiv aber für Karls Handeln, die Liebe zur Frau, nur zeitweilig in bitteren Eifer verkehrt, belebt auch jene sagenhafte Schilderung des Krieges von 791, die der Text des nachfolgenden Melodrams in zeitgemäßer Anwendung auf Wien vorführen wird. Die von einem Hofzwerge verleumdete, von Karl verstoßene Kaiserin Blankflor, Tochter des Kaisers von Konstantinopel, wird im Ungarlande Mutter Ludwigs des Frommen, und erfährt Hilfe vom König Tudun und vom Kaiser von Byzanz. Vergeblich bekennt jetzt Karl sein Unrecht und will sich versöhnen, sie wollen den Krieg. Erst in der Entscheidungsstunde setzt die Vermittlung ein. Ist Blankflor, die aus dem Osten stammt und mit dem Fürsten des Westens vermählt ist, nicht ein Bild Österreichs, verkannt und verraten, erkannt und errettet?!

Überhaupt aber weist die Sage mannigfache Beziehungen der Karolinger zu Ungarn auf. Um Karls Mutter Bertrada läßt Pippin „der Kurze", sein Vater, beim Könige von Ungarn werben. Wie sein Sohn Ludwig, ist Karl selbst in Ungarn geboren, und seine Schwester Konstanze sei Königin von Ungarn gewesen. Im Bunde mit dessen König befreit Karl seine andere Schwester, Berta, Rolands Mutter. Der Riese Robaster, Sohn des Kobolds Malabrun, auch eine Gestalt der Karlssage, wird nach vielen Kämpfen König von Ungarn. In der Schlacht von Aspremonte kämpft Florent, des Ungarkönigs Sohn, mit Karl gegen Sarazenen.

Reger Wechselverkehr bald freund-, bald feindlicher Art gibt sich dergestalt kund, jedenfalls ein Kennzeichen des Lebens im Donaulande, das Karl der Große noch im vorletzten Lustrum des achten Jahrhunderts fränkischem Einflusse erschlossen hat. Die endliche Bewältigung der Widersacher aber ist vornehmlich drei Momenten beizumessen: der deutschen Besiedelung, der Errichtung der Marken, der Ausbreitung des Christentums.

Deutsche aller Stämme, zumal Franken und Bayern, dringen ins Land. Ihre glückliche Verschmelzung hat den eigenartigen, noch immer aufnahmsfähigen Charakter des Österreiches bewirkt. Die Sage übersieht auch diesen Faktor nicht. Sie stellt uns in den beiden Bauern Primeran und Waricho, die sich der beschimpften Kaiserin Blankflor annehmen, zwei Typen, zwei Stadien der Kolonisation dar. Primeran vertritt das autochthone Element, Waricho ist der neue fränkische Kolonist, der Kolone der Karolingerzeit. Ihn schlägt der Tudun zum Ritter, er kämpft im Griechenheere gegen Karl. Will sagen: die neuen Siedler leben sich in ostmärkische Verhältnisse ein, entfremden der Heimat.

In den Marken hatte Karl eine Art Militärgrenze gezogen von der Elbemündung bis zur Adria, bis in den Furlaner Boden und hinwieder in die lange Landzunge hinein zwischen Save und Drau, wo es vor wenigen Jahrzehnten noch immer eine Militärgrenze gab. Einen Abschnitt dieser karolingischen Mark bildete die Ostmark an der Drau, aus der unser heutiges Nieder- und Oberösterreich hervorgegangen ist. Hier haben in der Wachau fränkische Garnisonen ein zweites Heristall gegründet, ein für die Pippiniden bedeutsamer Name.[6]) Wenn aber die Sage Riesen aus dem Frankenheere sich

[6]) Nach dem belgischen, bei Lüttich gelegenen, nannte sich Karls Urgroßvater Pippin von Heristall. Über „Heristall in der Wachau" vgl. meine Notizen in

in der Mark, etwa bei Favianis oder Wien, ansiedeln läßt, so erinnert sie uns, wie man jene entlegenen Lande mit der besten Mannschaft besetzte.

Endlich aber hat es Karl sich besonders angelegen sein lassen, die heidnischen Völker im Osten dem Christenglauben zuzuführen.[7])

Für die Bekehrung der Donauländer hatte Karl durch Alkuin[8]), seinem Lehrer und Freund, einen Plan entwerfen lassen, der alle bei den Sachsen gemachten Erfahrungen verwertete. Die Mission war zunächst lediglich Sache dem Heidenlande benachbarter Bischofssitze.[9]) Nur Störungen ihres Werkes durch Ungläubige und Rückfall ins Heidentum strafte Karls Macht mitunter mit blutiger Hand.

An die Spitze der Mission im Ostlande an der Donau trat Salzburg, seit 798, wahrscheinlich auf Pippins Betreiben, Erzbistum. Zumal unter den Nachwirkungen der großen pannonischen Expedition des Jahres 803 dürfte Erzbischof Arno kräftigst eingesetzt haben. Auch hat Karl den Salzburger Aufenthalt dieses Jahres sicherlich zu Vereinbarungen über das Missionswerk benützt. Damals wurde, was Pippin der süddeutschen Metropole zum Wirkungskreise zugeteilt hatte, von der Raab bis zur Donau als pannonische Diözese von Karl bestätigt.[10]) Landbischöfe ohne festen Amtssitz überwachten das schwere Werk der Bekehrung.

Blättern d. Vereines f. Landeskunde von Niederösterreich XXI, 193, XXII, 206 f. Ein drittes Heristall an der Einmündung der Diemel in die Weser hat Karl selbst so benannt, Abel-Simson, Karl d. Gr. II. 140. Sollte nicht unser leider verschollenes Heristall vom Frankenkönige so genannt worden sein, um sich auch im Ostlande das zu schaffen, was man später Handgemal nannte?!

[7]) Man hat gar oft die rücksichtslose Härte bemerkt, ja getadelt, mit der dabei vorgegangen wurde. Allein man tut Karl Unrecht, wenn man ihn für einen blinden Zeloten einer ihm innerlich fremd gebliebenen Sache hält. Karl d. Große war keiner von denen, die Krieg suchten. So lange es anging, hielt er Frieden, und sobald es wieder anging, bot er Frieden oder ergriff die gebotene Friedenshand. Schon dieser Zug edler Güte sollte auch so manchen Schatten bannen, der sich im Laufe der Zeit auf sein ja gewiß nicht fleckenfreies Bild allzu düster gelegt hatte. Allerdings war Karl hinwieder in Durchführung seiner Entschlüsse von unerwarteter Rücksichtslosigkeit. Und so hat er es auch bei Ausbreitung des Christentums gehalten. Daß die Slaven durch ihn besonders zu leiden gehabt hätten, wie jüngsthin die „Narodnj listy" meinten, ist nicht erwiesen.

[8]) Alkuins Name wird als „Tempelfreund" gedeutet.

[9]) Im Norden später auch solcher, die im Sachsenlande selbst errichtet waren.

[10]) Mühlbacher, Regg. Imp. I., 181, Nr. 404 a.

Wahrscheinlich sollte in jedem größeren Ort ein Kirchlein entstehen, zunächst aus Holz gezimmert, meist an heidnische Kultstätten angelehnt[11]), wie solches sogar Papst Gregor der Große, allerdings erst auf Betreiben des heiligen Augustinus von Canterbury dringend empfohlen.[12])

Nun dürfte der zum Bekehrungswerke ausziehenden Glaubensboten trotz Alkuins Drängen auf weise Auswahl[13]) eine ziemliche Anzahl gewesen sein, und keinen von ihnen kann man sich auf die Dauer ohne Hütte, ohne Kirche denken. Jedenfalls gab es der Gotteshäuser im neunten Jahrhundert schon so viele, zumal auf Salzburger Besitz[14]), aber auch im ganzen Bereich der Erzdiözese und selbst im Avarenlande, daß man ein Gutteil noch der Periode Karls wird zuschreiben können, und nicht bloß solche, die schon in seinen Urkunden genannt werden.

Ob auch das damalige Wien — unser Hoher Markt mit dem Häuserblock bis zum Graben, zum Tiefen Graben und zur Naglergasse — in diesem Sinne bedacht ward, läßt sich streng quellenmäßig nicht feststellen. So könnte sich das Ruprechtskirchlein[15]) mit der Peterskirche um den Altersvorrang streiten. Jedenfalls weisen beide nach Salzburg und sind die einzigen Kirchen, die noch innerhalb der Wallmauern der alten römischen Lagerfestung stehen: die Ruprechtskirche nahe der feindseitigen porta praetoria, die Peterskirche knapp an der entgegengesetzten porta decumana. Man bringt sogar das Patrozinium der Peterskirche mit dieser Lage am römischen und nachmaligen mittelalterlichen Stadttore Wiens in Verbindung, da dem heiligen Petrus häufig solche städtische Pförtnerdienste zugemutet wurden.[16])

Anderseits meldet doch Karls Biograph Einhard, der Kaiser habe den heiligen Petrus in ganz besonderer Weise verehrt.[17]) Und damit kommen wir zu jener Stelle der Inschrift, welche Karl den Großen als „Stifter dieser Kirche" bezeichnet.

---

[11]) Vancsa, Gesch. von Nieder- und Oberösterreich, I, 136.

[12]) Vgl. Wolfsgruber, Gregor d. Große, S. 339 f.

[13]) Vgl. Vancsa, Gesch. v. Nieder- und Oberösterreich, I., 167.

[14]) Vancsa, a. a. O. I., 153.

[15]) Über den heil. Hrodbert, vgl. jetzt Anthaller, die Gesch. d. Rupertussage (Salzburg 1885) und Sepp, Vita Sancti Hrodberti primigenia (Regensburg 1891).

[16]) Kenner in Gesch. der Stadt Wien, I, 46; Wendelin Böheim, ebenda, 269 ff.

[17]) Anton Mayer, ebenda 447, Anm. 1 nach Mon. Germ. Script. II., 457.

Nicht vor dem Jahre 1137 wird St. Peter genannt. Es erscheint uns da als Filiale der neuen St. Stephanskirche, die doch erst zehn Jahre später vor den Augen König Konrads III. und des deutschen Kreuzheeres geweiht wurde.[18]) St. Peter war eben unverkennbar die ältere Pfarre[19]), und bestand wohl schon mehr als hundert Jahre früher (1030), als Wien zum ersten Male mit dem heutigen Namen (Vienni) begegnet[20]), bereits eine bewohnte Stadt war — nicht größer als das römische Standlager —, und Kirchen hatte. Erheblich weiter würde uns vielleicht die Baugeschichte führen, wenn nicht an die Stelle der älteren Peterskirche zu Beginn des 18. Jahrhunderts jener Tempel in Barockstil getreten wäre, den man noch heute dort sehen kann. So sind wir nur auf einzelne Planskizzen und Aufrisse angewiesen, mit denen sich jedoch nicht sonderlich viel anfangen läßt. Nur eines Umstandes möge gedacht werden. Ein im Jahre 1676 angefertigter Grundriß des älteren, wahrscheinlich romanischen, Teiles der alten Peterskirche weist beiderseits acht Stufen auf, die der Eintretende hinabsteigen mußte, um in die Kirche zu gelangen. Es hatte sich also entweder die Kirche infolge ihrer Schwere im Laufe der Jahrhunderte gesenkt oder das umliegende Erdreich gehoben, oder beides — Erscheinungen, die je länger je mehr die größte Aufmerksamkeit der Archäologen erwecken.[21]) Jene acht Stufen dürften einem Meter entsprechen, etwa jede Stufe einem Jahrhundert.[22])

---

[18]) Bernhardi, Jahrb. d. Deutschen Reiches unter Konrad III., 599, zieht die Stelle in Contin. Claustroneob. III. (M. G. SS. IX., 629) heran, spricht aber nur schlechtweg von „einer Kirche".

[19]) So Mayer a. a. O. 449, anders Camesina in: Berichten und Mitteilungen des Altertumsvereines in Wien, XII., 1 f.

[20]) Lorenz in Sitzungsberichten d. Wiener Akad. 89, S. 66, übersetzt ganz richtig „zu Wien", deshalb muß er noch nicht, wie Breßlau a. a. O. (siehe oben Anm. [5]) meint, an einen Ablativ von Viennis denken. Es wäre auch ein gen. loci von Viennum möglich, allerdings eine Art Germanismus.

[21]) Nach einem Ende November von H. Hofrat Kenner gehaltenen Vortrage würde diese Tieflage allerdings auf einen Graben hinweisen, der sich im „Eisgrübel" bis auf unsere Zeit erhalten hätte und in den die Kirche hineingebaut war. Aber dann doch wohl auf älterer Grundlage. Vgl. jetzt „Monatsblatt d. Altertumsvereines zu Wien", VIII, 1 ff.

[22]) Die hiemit beginnenden baugeschichtlichen Betrachtungen sind größtenteils erst nach dem Vortrage vom 25. November ausgearbeitet worden, teilweise angeregt durch einen immerhin beachtenswerten Artikel unseres jüngsten Störefrieds unter den Kunsthistorikern, Alexander Hajdecki, der den Titel meines Feuilletons

Allein das Zeugnis von 1676 besagt noch mehr. Eine jene Planskizze enthaltende Eingabe an die niederösterreichische Regierung, die also derzeit schon über ein Vierteljahrtausend alt ist, läßt „dieses Gotteshaus zu St. Peter von dem allerchristlichsten Chaiser Carolo Magnus vor 870 Jahren", mithin im Jahre 806, erbaut sein. Was dann noch von der Bekehrung des „König der Hunen Chabaum" und eines „anderen obristen Landsherren der Hunen Chabran zum christlichen Glauben" erzählt wird, werden wir noch eben zum Jahre 805/6 vom Khakhan und Kapchan vernehmen. Was hier berichtet wird, ist vielleicht von den Wänden von St. Peter abgelesen worden, wie neun Jahre später von dem Kathedralkanoniker Testarella geschehen, der uns die Inschriften der Kirche überliefert und sich mit ihrer Ergänzung reichliche, wenn auch nicht immer erfolgreiche Mühe gegeben hat.[23]) Es reicht demnach jenes Wissen bis auf die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück, wo Wolfgang Lazius, der bekannte österreichische Historiograph, der sich für die alte Peterskirche sehr interessierte und sie 1555 zum Teil auf eigene Kosten restaurieren und ausmalen ließ, zeuge jener Inschriften, ein Gutteil seiner historischen Leistungen an jenen Wänden deponierte.[24]) Damit soll nicht gesagt sein, daß jenen gemalten Inschriften jeder historische Rückhalt fehle, die Warnung geht vielmehr dahin, sie für alte Inschriften zu halten, für einen „deutlichen Nachklang der bekannten Inschriften, Sinnsprüche und Malereien der ersten christlichen Katakomben (finstere Kirche) zu erkennen und darin einen Beweis zu erblicken, daß unsere Kirche als letzter Ausläufer der antik-christlichen Kunst spätestens dem Zeitalter Karls des Großen gehören muß".[25]) Aber auch darin wird vielleicht ein Körnchen Wahrheit stecken. Vielleicht hat Lazius nur den alten Wandschmuck der Peterskirche in seiner Weise auffrischen wollen. Und was Hajdecki über das mutmaßliche Aussehen der Kirche aus den Inschriften schließt, spricht an und

---

in der „Neuen Freien Presse" vom 19. November parodierend im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 2. Dezember die Frage aufstellt „Wie alt ist unsere Peterskirche?".

[23]) Camesina druckt die betreffenden Stellen aus der Hdschr. d. Wiener Hofbibliothek Nr. 8227 im XII. Band der Berichte und Mitteilungen des Wiener Altertumsvereines S. 4 ff. als Anmerkung ab, nicht ohne viele Mißverständnisse zu häufen.

[24]) Man vergleiche nur gewisse Kapitel von Vienna Austriae mit den Aufzeichnungen Testarellas.

[25]) Haidecki a. a. O., Spalte 3, Alinea 1.

stimmt zum Plane von 1676, der die Grundrisse von sechs, beziehungsweise acht Pfeilern aufweist.[26])

Der bestimmten Behauptung, daß St. Peter von Karl dem Großen gegründet sei, begegnen wir derzeit vor Lazius nicht, nach ihm wiederholt im 17. und 18. Jahrhundert. So auch auf dem 1702 gesetzten neuen Grundsteine der Kirche. Diese Annahme soll auf den alten Grundstein zurückgehen, den man damals gefunden hat oder, wie sich Wiesinger vorsichtig ausdrückt, „gefunden haben will".[27]) Er „enthielt einen alten Partikel von Pabst Leo III.", woraus sich allerdings noch nicht Einfügung zur Zeit Karls des Großen folgern läßt. Aber man nahm das an und „darnach . . . . wurde die Inschrift des Grundsteines für die neue Kirche eingerichtet". Sie deckt sich ziemlich mit einer anderen Schrift, die 1887 aufgefunden wurde.[28])

Und nun noch einige Worte über die uns erhaltenen Planskizzen und sonstigen Darstellungen der alten Wiener Peterskirche.

Der Grundriß von 1676, so korrekt er sein mag, ist unvollständig, denn er bringt nur den ältesten, allerdings für uns interessantesten Teil. Der Grundriß auf dem Hirschvogelschen Plane der Stadt Wien von 1547, auf dem Wolmut'schen von 1554 und auf Suttingers Wiener Stadtplan von 1684 sind mit dem Aufrisse zu vergleichen, den Hufnagels Vogelperspektivplan von 1609 bringt.[29]) Hier ist, wie schon Camesina bemerkt hat, die eigentlich hinter dem Turm in gerader Linie mit demselben sich ausdehnende und mit Rücksicht auf den Grundriß romanische Kirche nicht zu sehen.[30]) Man kann daraus schließen, daß sie sehr niedrig gewesen, was nicht nur zur tieferen Lage ihres Fußbodens stimmt, sondern auch zu ihrer Finsterkeit, von der wir hören. Der ehrwürdige Turmhelm mit vier Ecktüren, den uns Hufnagel zeigt, war schon vorhanden als Lautensack 1558 seine Totalansicht zeichnete[31]), während die dem Hirschvogelschen Plane beigegebene Südansicht von Wien etwas anderes zu zeigen scheint. Mehr als den obersten Teil des Turmes sieht man auf diesen beiden Darstellungen natürlich nicht, auf dem Bilde Huf-

---

[26]) Camesina a. a. O., S. 8.

[27]) Gesch. d. Peterskirche in Wien (1876). S. 107.

[28]) Hauser in Bericht. u. Mitt. d. Alt. XXVI. (1890), S. 17.

[29]) Zusammengestellt von Camesina a. a. O., S. 3 als Nr. 3, 1, 4, 2.

[30]) A. a. O. 4 oben.

[31]) Siehe die Tafel im ersten Bande der Berichte und Mitteilungen sub lit. L.

nagels[32]) aber außer dem ganzen Turm auch die Valentinianskapelle, die übrigens ihre Apsis der Stephanskirche zukehrt. Das stimmt zu den Plänen von Wolmut und Suttinger, während der von Hirschvogel eine ganz andere Orientierung aufweist. Nach ihm wäre der Turm der Goldschmiedgasse, beziehungsweise St. Stephan, die Apsis der gothischen Valentinianskapelle aber dem Jungferngassel, beziehungsweise dem Graben zugewendet gewesen. Vielleicht liegt die Wahrheit in der Mitte.

Hat man es nun wirklich in der alten St. Peterskirche, wie Weiß[33]) und Hajdecki annehmen, mit einer frühchristlichen Pfeilerbasilika zu tun, dann anscheinlich mit einer solchen auf römischen Substruktionen. Verschiedentliche Wahrnehmungen, die wir gemacht haben, so der tiefliegende Fußboden des ältesten Kirchenteiles, die Lage nahe der Porta decumana und das nach Salzburg weisende Patrizinium würden sodann für Gründung in karolingischer Zeit stimmen. Doch all diese Stimmen sind nur wie einzelne Klänge einer fernen Symphonie, die wir gerne an unser Ohr schlagen lassen, deren Zusammenhang aber zu locker ist, um von Musik sprechen zu können. Der Zusammenhang wird erst dann hergestellt sein, wenn es auch von der St. Peterskirche heißen wird: Saxa loquuntur.

Nachdem wir so in großen Zügen die Bewältigung der Avarenmacht und die von Karl im Ostlande getroffenen Maßnahmen für

---

[32]) Ein ähnliches jedoch schlechtes Bild bei Wiesinger a. a. O. und jetzt in Paulicsek, „Karl der Große" (Wien 1906, Lechner) S. 6. An sonstiger Literatur verzeichnet ein dem im n. ö. Landesarchiv erliegenden Exemplare vom Buche Wiesingers (Sig. 5780) beigegebener handschriftlicher Ausweis nachstehendes: G. A. Schimmer, Das alte Wien (1856) 17—23; J. Schlager, Altertümliche Überlieferungen von Wien (1844) S. 109, beide mit Abbildungen; Franz Tschischka, Gesch. d. Stadt Wien (Stuttgart bei Ad. Krabbe, 1847) S. 40, 63, 112, 360, 387; ferner Karl Weiß, Gesch. d. Stadt Wien (1872), I., 27, 40, 471, 493, endlich die Mitteilungen und Berichte des Altertumsvereines zu Wien, Bd. I, XII, XXVI, der neuesten Publikationen des Altertumsvereines „Gesch. d. Stadt Wien" nicht zu vergessen.

[33]) Gesch. d. Stadt Wien, I., 471, vgl. 493. Er zieht einen Vergleich mit der „ältesten Anlage des Domes zu Trier". Dieser ist auf eine von Valentinian I. um 370 erbaute Gerichtshalle aufgepfropft. Später hat auch ein Sohn unseres Markgrafen Leopold I. Poppo als Erzbischof am Trierer Dom gebaut (v. Wilmowski, Der Dom zu Trier, 1874), Poppos Schwester Christina soll Nonne in Trier gewesen sein. Ob wohl damals das St. Peterskirchlein schon stand oder entstand.

Verteidigung und Gesittung im Ostlande geschildert haben, treten wir an unser eigentliches Thema heran.

Nicht ohne Grund haben wir uns länger mit Christianisierung des heidnischen Ostens aufgehalten. Sie hat auch für unser Österreich die breite Basis geschaffen, auf der sich ein Rechts- und Kulturstaat aufbauen muß.

Was nun noch zu geschehen hatte, das kommt denn auch in zwei geschichtlich vollauf beglaubigten, zu einander in ursächlichem Zusammenhange stehenden, daher auch zeitlich sehr nahe gelegenen Rechtsdenkmälern zum Ausdrucke — Denkmälern, deren Zusammenhang und Bedeutung bisher noch gar keine oder doch nicht volle Würdigung gefunden hat. Sie betreffen die Verständigung des Kaisers mit den Avaren einerseits, anderseits die Zusammenfassung der Eroberungen Karls im Süden und Südosten eines Reiches zu einem besonderen Herrschaftsgebiet: Ausgleich und Zentralisation. Jener wird von den Besiegten erstrebt, erreicht, diese vom Sieger.

Nachdem nämlich im Jahre 803 eine allem Anscheine nach weitreichende Unterwerfung der ungarländischen Avaren und Slawen erfolgt war[34]), tritt im Laufe des Jahres 805 der Oberkönig oder Chakhan der Avaren, der kürzlich in der Taufe an der Fischa den Namen Abraham angenommen hatte, an Kaiser Karl mit der Bitte heran, „ihm die alte Stellung zurückzugeben, welche der Chakhan bei diesem Volke besessen hat... Der Kaiser, welcher von ihnen nichts mehr zu fürchten hatte,... ordnete in der Tat an, daß die oberste Gewalt über" das ganze Avarenreich „ihren alten Einrichtungen entsprechend, wieder an den Chakhan zurückfallen sollte".[35]) Dieser kaiserliche Befehl kann nur die früheren Untertanen des Bittstellers im ganzen Avarenreiche angehen; an die Slawen im Donau-Theißgebiet, auf die bereits die Bulgaren von Osten her drücken, und an die Reste des Avarenvolkes wendet er sich, von denen einige, vielleicht noch unbesiegt, an den Karpathen standen und im Quellgebiete der Theiß. Mit welchem Erfolge dies geschehen, ist freilich eine andere Frage. Sicher ist nur, daß der auf uns gekommene Aus-

---

[34]) Mühlbacher Reg. imp. I., 181, 404 b.

[35]) So Simson in der Fortsetzung von Abels Jahrbüchern des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen, II., 322, nur daß dort, weniger genau, die Worte „summam totius regni eorum" durch „Gewalt über die Awaren" wiedergegeben ist. Die Stelle findet sich in den Annales Einhardi, Mon. Germ. Script. I., 192. Vgl. Mühlbacher a. a. O. 185, 411 a.

zug jenes kaiserlichen Patentes keine Beschränkung des einstigen Machtkreises vom Chakhane oder seiner Untertanenschaft — Slawen und Avaren — erkennen läßt. Sie alle werden nun neuerdings dem Könige Abraham unterstellt. Allein, indem solches auf des Kaisers Geheiß geschieht, gibt diese wohl verbürgte Anordnung[36]) ohne Zweifel die oberherrliche Stellung Karls des Großen auch über das gesamte vormalige Avarenreich zu erkennen[37]), wie Karl denn noch in demselben Jahre schon früher dem bereits auf den Namen Theodor getauften Avarenkapkhan[38]) — d. h. wohl Fürsten des Tores, des Eingangs, also Markgraf — Wohnsitze westlich von Steinamanger im vormaligen Avarenlande anweisen läßt.[39]) In seinen früheren Wohnsitzen[40]) hatte nämlich Kapkhan Theodor sich der Slawen nicht mehr erwehren können.

Das Verhältnis, in das Kaiser Karl nunmehr zu dem Avarenkönig tritt, ist der späteren Lehnshoheit verwandt und ein entfernter Vorläufer für den gegenwärtigen Dualismus unserer Monarchie. Karl dem Großen aber und seinen Nachfolgern genügte schon jene Oberhoheit über das Avarenreich, um daselbst zahlreiche fränkische Garnisonen einzulegen und Verfügungen mit den Slawenfürsten zu treffen, die bisher dem Reitervolke hatten gehorsamen müssen. Vor allem aber hat sich Karl trotz oder vielmehr auf Grund solcher Beziehungen ermächtigt gewußt, eine all die eroberten Donauländer umfassende Monarchie zu schaffen. Der Ausgleich mit dem Khakhan Abraham macht offenbar nur reinen Tisch, ist nur ein vorbereitender Schritt. Der weitere Schritt aber war geboten durch eine der im Frankenreiche herkömmlichen Reichsteilungen. Sie erfolgt zu Thionville in Elsaß zu Beginn des folgenden Jahres, mithin vor elfhundert Jahren.

---

[36]) Annales Einhardi, Mon. Germ. Script. I., 192.

[37]) Felix Dahn, „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" in W. Oncken, „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen", II/2, 3. Band, S. 1109 f.

[38]) Da er noch 805 starb, halten ihn die meisten bis herab auf Mühlbacher für den Vorgänger des Khakhans Abraham, ohne sich an der verschiedenen Schreibung des Titels bei Einhard zu stoßen.

[39]) Vgl. dazu mein Feuilleton in d. kais. Wiener Zeitung von 1906, Nr. 10 und 13 (Sonderabdruck in den Vorträgen und Abhandlungen der öst. Leogesellschaft, 24., S. 12, wo auch die gesamte Literatur.

[40]) Diese vermutet Luden, Geschichte des deutschen Volkes, V., 517, Anm. 9 zu S. 75 „auf der linken Seite der Donau zwischen diesem Fluße und Böhmen". Er folgt darin Leibniz, Annales imperii, I, 236.

Zu Diedenhofen teilt Karl am 6. Februar 806 für den Todesfall sein Reich unter drei Söhne. Der jüngste, namens Ludwig, erhält Südfrankreich, der älteste, Karl, den Norden Frankreichs und den Westen Deutschlands bis hinauf zur Donauquelle. Damit scheint der übergroße Teil des Frankenreiches dahingegeben. Was bleibt nun für Pippin, den Zweitgebornen, Karls Mitstreiter im Avarenkriege und Besieger dieses Volkes? Ist er auch in Hinkunft nur König von Italien, wie bisher? Das nicht; das Reichsgesetz von Diedenhofen weist ihm zu Norditalien den anstoßenden Rest der süddeutschen Lande und die östliche Schweiz zu. Das alles ist noch immer sehr wenig im Vergleich zu den anderen beiden und in Anbetracht der bewährten Tüchtigkeit gerade dieses Sohnes. Nun enthalten aber die auf Pippin bezüglichen Bestimmungen des Kapitulares von 806[41]) die Verfügung, es solle zu Pippins Reich gehören alles, „was innerhalb dieser Grenzen liege und gegen Mittag oder Aufgang blicke".[42]) Die Grenzen, von denen hier die Rede ist, sind nicht Grenzen in Süd und Ost von Pippins Reich; hätte man solcher bedurft, dann hätten die Donau von Regensburg bis Belgrad, die Save und die Drina sich unschwer geboten. Mit den Grenzen sind Abgrenzungen gegen die Anteile der beiden Brüder Karl und Ludwig gemeint. Nach Süd und Osten sind keine Grenzen gezogen; die werden sich schon finden, wenn man mit Byzanz und mit den Völkern, die sich zum griechischen Kaisertum halten, friedlich oder feindlich abrechnen wird. Das Imperium mundi, auf das Karl durch die Krönung in Rom gleichsam einen Anspruch gewonnen hatte, drängt auf solche Auseinandersetzung hin. Diese kommt in den Sagen zum Ausdrucke und führt auch zur Ausgestaltung Österreichs.

So können sich jene elf Worte nur auf die Karpathen- und Sudetenländer, auf das Gebiet an Donau und Theiß, an Drau und Save beziehen, mit einem Worte auf den „Inbegriff des ganzen Avarenreiches", wie es im vorjährigen Vertrage geheißen hat. All diese Nennungen sind eben im Kapitulare vollkommen ersetzt durch den Hinweis auf Süden und Osten. Unter diesem Gesichtspunkte

---

[41]) Mon. Germ., Leges; Capitularia I., 126 f. Vgl. Abel-Simson, a. a. O. 345 ff. Mühlbacher, Regesta imperii, 416. Richter und Kohl, Annalen der Deutschen, Gesch., I., a, 167. Beiläufige Abschätzungen der drei Anteile versucht L. F. Meyer in einem Programme der Friedrich-Wilhelmschule zu Stettin 1877.

[42]) A. a. O. 127. „. . . . quicquid intra hos terminos fuerit et ad meridiem vel orientem respicit . . . ."

kann dann auch Karls Biograph — den der Kaiser noch im selben Jahre mit einer Abschrift des Kapitulares nach Rom schickte, um des Papstes Genehmigung zu erlangen, und der wohl auch selbst auf all diese Verträge Einfluß genommen hat. — Einhart kann unter diesem Gesichtspunkte Pannonien und Dakien als von Karl eroberte Gebiete und die Böhmen als zinspflichtig bezeichnen[43]) und Mühlbacher kann sagen[44]), Pippin habe „mit Bayern das ehemalige Avarenland" zugewiesen erhalten.

Stellt sich die Gesamtheit der Pippin zugesprochenen Lande als Eroberungen Karls des Großen dar, so muß doch ein Unterschied gemacht werden. Die kleinere westliche Hälfte bis hin zum Mont Cenis ist, wenn auch erobertes Gebiet, so doch altes Kulturland. Das gilt zumal vom Langobardenreich, es gilt auch vom bayerischen, schwäbischen, schweizerischen Anteil und sollte gewissermaßen die geistige Vorratskammer sein, die den Osten speiste. In jenem gesitteten Bereich lagen denn auch die geistlichen Zentren, die für die Christianisierung des Avarengebietes ausschließlich in Betracht kamen, vor allem Salzburg, dann Aquileja, endlich Passau. Für die von Karl dem Großen auch für Pippins Anteil am Reiche gewiß gewünschte Vereinheitlichung war die Zugehörigkeit der drei geistlichen Metropolen zum südöstlichen Teilreiche von begreiflicher Wichtigkeit.

Denn ist es nicht später von eminent politischer Bedeutung geworden, daß Stephan der Heilige für seine Ungarn eine selbständige ungarische Kirche gründete und zwar, nach der Lage der Metropolitankirche sowohl wie der Bischofssitze zu schließen, mit entschiedener Spitze gegen die deutsche Mission! Mit einem solchen Faktor hatten Karl und die Karolinger nicht zu rechnen. Von Passau, von Salzburg, von Aquileja aus ließen sie den Osten bekehren und pastorieren und das bedeutete, mit staatsmännischem Auge gesehen, Hineinziehung des Ostens ins Frankenreich. Vielleicht hätte man besser getan, ein pannonisches Patriarchat zu gründen, vielleicht hatte schon Karl ein solches im Sinne, aber als später im großmährischen Reiche durch die Slawen Apostel Cyrill und Methud mit Billigung Roms solches Streben sich kundgab, da erhob sich lauter Widerspruch bei den südostdeutschen Bischöfen. Ihrer verhängnisvollen Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit ist der Gegensatz der Groß-

[43]) Mon. Germ. Script., II., 451.

[44]) Deutsche Geschichte unter den Karolingern, 223.

mährer zum Frankenreiche und der schließliche Erfolg der Ungarn nicht zum wenigsten zu danken.

Doch das führt uns zu weit ab von unserem Thema. Uns interessieren nur die faktischen Verhältnisse zu Beginn des neunten Jahrhunderts. Durch sie sind für das Reich Pippins alle Vorbedingungen gegeben, um es zu einem einheitlichen Staatsganzen heranzubilden. In seinen Konturen, nach seiner Lage erinnert dieser Länderkomplex an das vormärzliche Österreich, nur weniger gegliedert, teilweise unklar und verschwommen sind seine Umrisse, wie etwa der erste Entwurf des Künstlers scharfe Details noch vermeidet. Nur sein und des Kenners Auge vermag das Gewollte zu erfassen. So ist es mit Karls Österreich.

Franzosen und Deutsche sind stolz darauf, ihre Reiche von dem großen Kaiser abzuleiten, Österreich gilt meist nur als Ableger Deutschlands. Doch dem ist nicht so; auch unsere Monarchie kann sich direkt vom großen Pippiniden schreiben; ja sie ist so recht ein Kind von ihm. In jenen anderen Landen hat Karl doch nur das Erbe der Väter angetreten, und gewiß auch gemehrt, gefestigt. Österreich ist von ihm erobertes Land, Österreich ist ein Gebilde seines staatsmännischen Geistes, Österreich ist des großen Karls Gedanke.

So ist denn die Enthüllung jenes Bildes gerade in diesem Jahre 1906 lebhaft zu begrüßen. Denn nun hat es sich zum elfhundertsten Male gejährt, daß die fränkische Monarchie zu ganz besonderer Bedeutung auch für das Völkergemenge des Donaureiches geworden ist. So hoch steht Karls Name den Donauslawen, er ist ihnen Königsname geworden: král aus Karl[45]), wie Cäsars geniale Gestalt fast allen Völkern den Kaisernamen gegeben. Jenen Slawen war Karl ein Friedefürst, ein Befreier, der sie wohl auch unter seine Herrschaft nahm. Doch diese Herrschaft war ein leichtes Joch, weil es ihnen Duldung, Recht und Ordnung brachte. Immer mehr hat man denn auch sich seither gewöhnt, die allgemeine Bezeichnung für Land im Osten „Ostarrichi" auf jenes Donaureich zu beziehen, das Karl seinem Pippin zugewiesen. Nach Gründung des Königreiches Ungarn zog sich der Name Ostarrichi noch weiter zurück auf die kleine Ostmark, um scheinbar die ursprüngliche, um-

---

[45]) Grimm, Deutsches Wörterbuch unter „Karl", Mühlbacher Reg. Imp. (2. Aufl.) S. 185, Reg. 411 (404) b und Deutsche Geschichte, 222.

fassende Bedeutung ganz zu verlieren. Doch bald ist Österreich wieder auf dem alten Plan, bald ist vom Hause Österreich die Rede, und dieses Haus hält den österreichischen Staat. Gewiß, der Einfluß, den Karl der Große auf die Völker im Süden und Osten seines gewaltigen Frankenreiches genommen, ist auch für uns Österreicher von hohem, segensreichen, und zwar unmittelbaren Belang geworden.

Zwar freilich, was Karl der Große mit seinen Räten erdacht, es sollte zunächst nur Entwurf bleiben. Sowohl Pippin, wie auch der norddeutsche König Karl überlebten den Vater nicht, und alles fiel dem südfranzösischen Ludwig zu; sie nennen ihn Louis le Débonnaire. Doch selbst dieser teilt elf Jahre später zu Aachen noch ganz im Sinne seines Vaters, und wieder kommt man in den folgenden Teilungen auf Karls Gedanken zurück und immer deutlicher erscheint die Einbeziehung des Avarenlandes ins Frankenreich.[46]) Freilich praktisch wird das nicht; die Nachfolger Karls sind schwach und uneins. So beschränkt sich ihre Macht im Osten bald nur mehr auf das, was Salzburg in Pannonien pastorierte. Allein in der Idee bleibt Karls Entwurf in Kraft, er kommt immer öfter für kürzer oder länger zu Geltung und rettet sich nach dem Zusammenbruche der Karolinger Herrlichkeit hinüber in die Zeiten des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation".

Die sächsischen Kaiser erwecken die schon von Karl gegründete Ostmark zu neuem Dasein, die nun ein lebenskräftiges deutsches Staatswesen bleibt. An die Stelle der Avaren sind freilich die Ungarn getreten mit eigenem König und eigener Kirche. Sie werden der Ausdehnung der Mark tiefer nach Pannonien hinein ein dauerndes Hindernis, das selbst den deutschen Königen kraftvoll widersteht. Zu Stößen ins Herz des Magyarenreiches, wie sie Karl gegen die Avaren geführt, kommt es auf lange Zeit nicht mehr. Doch diese Hemmung fördert nur gründliche, friedliche Arbeit, vor allem aber fördert sie die Abtrennung der westlichen Teile von weiland Pippins Reich vom Deutschen Reiche.

Wie die Grafschaft Paris, das kleine Kronland des Königs von Frankreich, hineinwächst in den gallischen Anteil von Karls Reich, wie die Mark Brandenburg in Preußen-Deutschland hineinwächst, so ist die bayerische Ostmark in das Ostreich Karls des

---

[46]) Hludowicus (Ludwig d. Deutsche, scilicet: habeat) Noricam . . . . et Avarorum id est Hunorum regnum. Mon. Germ. Script. II., 324.

Großen langsam und stetig hineingewachsen, vorwiegend im Anschluß an kaiserliche Politik. Zunächst hat es sich auch hier wieder um den Westen vom Reiche Pippins gehandelt. Im Laufe von vierthalb Jahrhunderten erwerben die Babenberger und ihre Nachfolger die Habsburger Stück für Stück fast alles, was einst Karl dem tapferen Sohne Pippin im Süden und Westen zugeteilt. Doch auch der Ausbreitung österreichischer Macht auf die Länder der Wenzels- und Stephanskrone hat die Reichspolitik allenthalben vorgearbeitet. Das böhmisch-mährische Gebiet wird bald genug Fahnlehen vom Reiche; und selbst Ungarn ist wiederholt als deutsches Lehen angesprochen worden. Der Neffe und Nachfolger Stephans des Heiligen, König Peter von Ungarn, hat, von seiner ersten Regierungszeit abgesehen, sich stets als Lehensmann des deutschen Kaisers bekannt.[47]) Wieder hat Bela IV. im Drange der Mongolennot für zugesagte Hilfe dem Kaiser Friedrich II. Ungarn zu Lehen aufgetragen, was dann freilich, weil die Hilfeleistung nicht tatsächlich erfolgte, von Papst Innozenz IV. als ungeschehen erklärt wurde.[48]); aber noch König Rudolf von Habsburg hält an der gegenteiligen Auffassung fest und belehnt im Jahre 1290 seinen Sohn Albrecht mit dem durch König Ladislaus' Tod dem Reiche heimgefallenen Königreich Ungarn. Die durchaus unverdächtige, gut erhaltene Originalurkunde mit prächtigem Siegel ist im Wiener Staatsarchiv täglich zu sehen. Vor Rudolf I. aber war schon der große Přemyslide Ottokar II. in Verwirklichung der Pläne Kaiser Karls tätig. In anderer Weise versucht eben zu Kaiser Friedrichs Zeiten der gleichnamige und gleichgezählte Herzog von Österreich und letzte Babenberger die allmähliche Angliederung Ungarns durchzuführen, vielleicht auf Grund jener tres comitatus, von denen Otto von Freising, sein Urgroßoheim, spricht.[49])

Doch Ungarn war auch nicht so leicht weder in der einen noch in der anderen Weise dem neuen Österreich einzuverleiben, wie einst das Avarenreich dem Österreich Pippins. Und ein Lehens-

---

[47]) Steindorf, Heinrich III., passim bes. 233 f., Feßler, Gesch. der Ungarn, I., 422 f., Huber, Geschichte Österreichs, I, 187 ff.

[48]) Vgl. Schwammel, Der Anteil d. öst. Herzogs Friedrich d. Streitbaren an der Abwehr der Mongolen und seine Stellung zu König Bela von Ungarn, in Zeitschrift für die österr. Gymnasien, VIII., 680.

[49]) Vgl. Schwammel a. a. O. und meine Ausführungen in „Wiener Zeitung", 1906, Nr. 265, S. 5, Sp. 2 f., Sonderabdruck, S. 22.

verhältnis zum Deutschen Reiche, mithin Schildesniederung, das war es schon gar nicht, worauf sich Ungarn verstehen wollte. War aber sogar Karl der Große zum Ausgleich mit den Avaren geschritten, so ist auch in den folgenden Jahrhunderten der Zusammenhalt vorwiegend durch friedliche Vereinbarung angebahnt. Vor allem sind es die Habsburger, die diesen Weg betreten. Durch unterschiedliche Hausverträge mit den Nachbarkönigen haben sie sich der Vereinigung ihrer von Natur und Geschichte auf einander gewiesenen Lande genähert, bis endlich im März 1506, also sieben Jahrhunderte nach dem Reichsteilungsgesetze von Thionville, der Vertrag von Wiener-Neustadt und Ofen zu stande kommt, den zwei Jahrzehnte später der blutige Tag von Mohacs für ewige Zeiten besiegelt.

Doch wie merkwürdig! Ebendamals war das Haus Habsburg wieder und, wie sich zeigte, auf lange Dauer zur deutschen Kaiserwürde gelangt. War die auch nur mehr ein Schatten gegen Karls Kaisertum, doch übte sie ihren Zauber aus. Als deutsche Kaiser sind die Habsburger und Habsburg-Lothringer in Ungarn mächtig geworden. Und wenn das entschwundene heilige römische Reich deutscher Nation seine Krone und seine sonstigen Reichsinsignien kurz vor dem Scheiden an Österreich abgegeben hat, so ist das nur selbstverständlich, denn Österreich ist so recht als Erbe jenes Reiches zu erachten und führt den Kaisertitel mit Recht.

Aus Karls Ostmark hervorgegangen, zu Karls Ostreich emporgewachsen, hat es Ursprung und Ziel von kaiserlichen Händen empfangen. Unter des Reiches Banner geworden, ziert es des Reiches Krone mit Fug.

* *
*

Vor einigen Wochen konnte man von einem Antrage lesen, den gewisse österreichische Abgeordnete eingebracht hatten. Er ging auf Auslieferung der in unserer Hofschatzkammer aufbewahrten Krönungsinsignien des vormaligen römisch-deutschen Reiches. Wir in Wien seien ihrer nicht mehr wert. Nehmen wir an, dieser Antrag wäre durchgegangen — es geschah ja nicht — nehmen wir weiter an, man hätte infolgedessen jene Kleinodien nach Berlin oder nach Frankfurt schicken müssen — was hätte man dort wohl gesagt und getan? Hätte man mit beiden Händen zugegriffen, hätte man ausgerufen, nun haben wir, was uns fehlte?

„Nicht also", würde man gesagt haben, „liebwerter Bundesgenosse, die Pracht gebührt nicht mir. Wohl aber haben deine Ahnen diese Krone, diesen Mantel, dieses Zepter, dieses Schwert mit Ehren getragen, entgegengetragen den Zielen höchster Kultur: deß ist dein Österreich Zeuge, das Karl der Große erdacht. Die Krone, die er getragen am Weihnachtstage des Jahres 800 und die nachmals die römischen Kaiser Deutschlands schmückten, hat St. Peter gesegnet, geweiht. — Noch wollen wir, wenns sein muß, mit St. Paulo den Kampf kämpfen gegen finstere Mächte für Glauben und Recht, wie Kaiser Karl getan, und wollen St. Johannes Minne trinken zu heiligem Bündnis — die Krone aber, die deine Väter so treu bewahrt, so ehrenreich getragen, die Krone, die Karls Ostreich und dein Österreich krönt, bewahre sie du, du hast ein Recht darauf! — —"[50])

---

[50]) Statt dieser zwei letzten Absätze wurde der Vortrag mit folgenden Versen geschlossen:

So reg dich denn du Eiche Österreich,
Die du der Völker Bäume überragst,
Du bist fürwahr den andern Reichen gleich,
Wenn du nur willst, wenn du nur magst.

Nur was gewiesen dir von Karl war,
Vom großen Kaiser, führ's hinaus;
Du hast's geführet, wohl, elfhundert Jahr
Durch mancher Völkerstürme Graus!

Und äfft hinwieder dich der feile Zwerg,
Daß Karl fahr von seinem Untersberg,
Daß er nach seinem Ostreich frag,
Dann kommt dein Tag!

Rembrandt.

Ein Epilog von Heinz Tomaseth-Wien.

Einige Jahrhunderte der europäischen Geschichte lassen sich als emotionistische, als Jahrhunderte besonderer Erregbarkeit bezeichnen. So von den nachchristlichen das 11., das 14. und vor allem das 17. Jahrhundert. Mit ungewöhnlicher Erregtheit haben sich in ihm politische und künstlerische Spannungen, eng verquickt mit religiösen, entladen und kulturell umgesetzt. Im mittleren Europa war schon Ende des 16. Jahrhunderts genügend Brennstoff aufgespeichert. Die „Reformation" war für die mittelalterlichen Mächte Revolution und drängte als solche nach starkbewegten Auslösungen. Bekanntlich erfolgten dieselben im Dreißigjährigen Kriege. Es war um die Zeit seines Ausbruches (1618), daß in Antwerpen Rubens ein Gemälde vollendete, das wie kein anderes von der wilden Kraft dieser Periode durchglüht ist: den „Höllensturz der Verdammten" (heute in München). Trotz aller Möglichkeit, das erregte Werk an die Vorläuferschaft des Buonarroti anzugliedern, bleibt sein zeitlicher wie örtlicher Ursprung selbständig gewahrt. Das Werk mußte in einer Zeit erscheinen, in der die Gegenreformation mit allen Drohungen und Lockungen sogar auf dem Gebiete der bildenden Kunst einsetzte. Und es geschah dies kaum einen halben Breitegrad entfernt von jenem Völklein, das sich unter beispielloser Aufopferung des Blutes seine Glaubensfreiheit und sein Germanentum bewahrt hatte. Rom oder Anti-Rom im politischen und religiösen Leben: Mit dieser Formel läßt sich die Wende des Jahrhunderts umschreiben. Eine Rückwirkung auf die bildende Kunst konnte

nicht ausbleiben. Scharf schieden sich alsbald holländische und flämische Richtung auch in dieser. Immer einseitiger entsandte an protestantische Höfe Holland seine Maler (Gerhard Honthorst geht nach Brandenburg), während Italiener und Flämen die gefeierten Gäste katholischer Fürstenhöfe wurden.

Und während die römische Kirche sinnlicher übersinnlicher als je der Gottheit barocke Prunkpaläste errichtete, war in den unabhängigen Niederlanden jenes Glaubensgebäude ausgebaut worden, das dort Grundlage alles sozialen, politischen und religiösen Lebens bildete: der Calvinismus. „Von Anfang an war der Calvinismus in der Benützung der Kunst für den Gottesdienst der Antipode Roms; er verwirft alle Symbolik, errichtet keine Kreuze, zündet keine Kerzen an, inspiriert keine Baukunst, mißtraut selbst der Musik“ (Ch. Bard, Die Reformation des 16. Jahrhunderts). Selbstverständlich ist jeder Madonnenkult in Kirche wie Kunst ausgeschlossen. Ein hebräischer Geist weht durch diese Auffassungen. Am schärfsten aber spricht sich dieser Geist in folgender Lehre aus: Alle Gläubigen sind Untertanen eines einzigen Gottesstaates. Die Bibel ist ein Diktat des heiligen Geistes, das völlig widerspruchslos vernommen werden muß.

Mit diesen Streiflichtern läßt sich jenes merkwürdige Milieu kennzeichnen, in dem Hollands größter Künstler, der nie die nahen Grenzen seines Vaterlandes verlassen hat, heranwuchs. Ein oberflächlicher Betrachter fragt sich, wie es denn möglich war, daß in solcher Enge und Strenge ein solcher Meister erstehen konnte. Doch, wer nicht von Schlagwörtern der Jetztzeit verwirrt ist, findet auf anderen Blättern der Menschheitsgeschichte eine bestätigende Erklärung. Nicht obwohl, sondern weil auf einer hohen Begabung der Druck ihrer Zeit lagert, reift sie zur Größe empor. Druck erzeugt Gegendruck; zugleich aber auch am positiven Pol der Entwicklung die tiefsten schöpferischen Leistungen. Trotz Inquisition und höfischer Frostigkeit, trotz einer unerhört harten Kunstzensur gipfelte in einem Velasquez und Murillo Spaniens Kunstblüte. Und so zeigte sich auch Rembrandt in der Beschränkung, die ihm die Zeit aufnötigte, als ihr Meister. War die Bibel das Buch der Bücher, waren diese teils hochgestimmten, teils widerwärtigen Hebräergeschichten das heilig gehaltene Spiegelbild der Menschheit — wohlan. Ein Rembrandt konnte sich damit begnügen. Er hat niemals eine nennenswerte Madonnendarstellung geschaffen; hellenische Mythologie hat er als einen Import aus fremder Ferne fast grotesk auf sich wirken lassen; vornehme Leute nahm er

nach 1642 nur mehr selten ernst. Doch immer wieder den epischen Schatz des alten Bundes oder die herzerleuchtenden Gleichnisse des Heilandes ins Bildpsychologische zu übertragen, das zwischen grauen Kanälen gepferchte Leben und Leiden Amsterdams zu belauschen und über die schimmrige Muttererde fernhin das Auge schweifen zu lassen — daran war er innerlich beteiligt. Und kraft dieser inneren Beteiligung hat er mit Griffel und Pinsel seine Harmonielehre verkündet: wie das eine Licht alles Dunkel des Daseins abtönt und übertönt.

Der Schulausdruck für diesen harmonisch gelösten Widerstreit lautet seit langem Helldunkel. Manches Tintenfaß ist in Erörterung des Begriffes trocken gelegt worden. Zwei Momente müssen besonders hervorgehoben werden. Das Problem „Helldunkel" ist nicht identisch mit „Licht und Schatten". Der Gegensatz dieser beiden wurzelt in einer objektiven Wahrnehmung, die längst den älteren Meistern geläufig war. Michelangelo hatte ihm die plastische, Dürer die graphische, Tizian die koloristische Form untergeordnet. Und so subjektiv auch diese Formen waren, die Annahme jenes Gegensatzes war eine rein objektive. — Anders bei Rembrandt. Sein „Helldunkel" ist in der Wirklichkeit als sinnliche Wahrnehmung unmöglich. Es wurzelt in einer völlig subjektiven Annahme. Selbst das Innere gotischer Kathedralen, das man gerne als Beispiel heranzieht, weist optisch andere Verhältnisse von dunkel und helle auf, als jemals Rembrandt wiedergibt. Von Ausnahmen seiner Jugendzeit, von Genre und Tierdarstellungen abgesehen, ist Rembrandts Licht niemals naturalistisch, sondern mystisch geschaut. Unter den Malern der Neuzeit ist Rembrandt — in subjektivstem Gegensatz zu Velasquez, mit dem er sich objektiv so mannigfach berührt — der überzeugteste Mystiker. Ähnlich wie unter den Dichtern des Jahrhunderts Shakespeare der überzeugteste Romantiker war. Und ewig wundersam bleibt es, daß diese Brüder derselben Rasse sich auch in einem anderen Sinne ähneln: im Sinn für rückhaltslose Wahrheit. Der Mystiker, wie der Romantiker, beide waren zugleich leidenschaftliche Wahrheitsucher. Aber Wahrheit war für sie mehr als unbedingte Wirklichkeit. Wie bei jenem das kraftgeschwellte Pathos der Verse, so hebt uns bei diesem das abgetönte Helldunkel über die unbedingte Wirklichkeit hinaus.

Wirklichkeit und Mystik, Helle und Dunkel — wäre es gar so unsinnig, noch einen dritten Begriffsgegensatz heranzuziehn?

Wir wollen uns an keinen Geringeren als Kant halten. Er zitiert in der „Vision eines Geistersehers“ folgende Stelle des Aristoteles: „Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt; träumen wir aber, so hat jeder seine eigene“. Kant stellt daran anschließend mehrere Kategorien auf; zunächst jene des „wachen Träumers“. Es berührt merkwürdig, daß Kant bei dieser Gelegenheit weder das Wesen der Kunst noch der Künstler in den Kreis seiner Ausführungen zieht. Denn gerade an der Hand der aristotelischen Stelle läßt sich ein Zweierlei von Kunstauffassungen unterscheiden. Die eine möchte ich die illusionistische, die andere die visionäre nennen. Nüchtern wach die eine, träumerisch wach die andere, von tiefem Weh erfüllt — ich denke an Dürers „Melancholie“. Nimmer kann sie sich illusionistischer Kunstmittel entäußern. Aber ihr Ziel liegt jenseits derselben. Eine bloße Illusionskunst kann an und für sich wohl bestehen. Sie hat zu allen Zeiten bestanden. Der pompejanische Wandschmuck bietet ein gefälliges Beispiel aus der antiken Welt, der Kulissenzauber unserer Theater ein betrübliches aus der Gegenwart. Diese ist übervoll von rohen Illusionsdarbietungen. Sie hat mit Wechselbälgen, wie Panorama und Panoptikum, bereits die Grenzen überschritten. Trotz Goethes Worten: „Nur dem ganz ungebildeten Beschauer kann ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen“, erinnert die Mehrheit der Menschen nach wie vor an die Sperlinge zur Zeit des Zeuxis: sie picken am liebsten nach täuschend gemalten Trauben. Eine Kunst aber, welche die Sinne bloß reizt und vergnügt, statt sie zu läutern, ist kulturwidrig.

Darum hin zu Rembrandt! Er vermag uns wie kein anderer von der Überschätzung einer bloß „reizenden“ Illusionskunst abzulenken. Und wie kein anderer vermag er „die großen Straßen offen zu halten, die vom Sichtbaren zum Unsichtbaren führen“ (Maeterlinck). Gewiß war das eine seiner Reiche von dieser Welt. Aber wer jemals ungestört vor seiner „Holzhackerfamilie“ in Kassel weilte, wer sich in das Lächeln seines Freundes Bruyningh versenkt hat, oder in die Wettervision seiner „Landschaft mit den drei Bäumen“ — der weiß, welche Kraft dem Fernblick des Meisters innewohnte. Und dann steige das Seherantlitz des blinden Homer auf und die prometheische Stirne des tauben Beethoven.

Wir wollen des wachen Träumers gedenken, auch wenn die Jubiläumsglocken nicht mehr hallen. Mit großen Meistern heißt es Freundschaft fürs Leben schließen. Denn von ihnen gilt, was einst der Lieblingsjünger von seinem Meister verlautete (I. Joh. 1. 7): „So wir aber im Lichte wandeln, wie er im Lichte ist, haben wir Gemeinschaft untereinander“.

Gritsch & Comp.

Ein Schwank in 2 Aufzügen.

Mit Benützung fremder Motive von **Josef Kaspar v. Walzel**, Wien.

(Schluß.)

10. Auftritt.

Jean bringt Kaffee mit Gebäck. Vorige.

Herr v. Gritsch. Ach, da kommt ja mein Kaffee! (Zu Dunst.) Nun, — was will er noch?

Dunst (ihm die Rechnung zeigend). Ich wollte nur bitten — — — (Ihm die eingetauchte Feder reichend.)

Herr v. Gritsch (setzt sich). So wollte ich auch — — (Ergreift die Feder und unterschreibt.) Da nun geht er mit seinen verwünschten Aufsätzen! Kann man doch nicht einmal in Ruhe Kaffee trinken. (Zu Jean.) Um zwei Uhr wollen wir essen!

Dunst. Hier ist die Rechnung vom Konditor.

Herr v. Gritsch. Ist er taub? Herr Kronwell soll ihm das Geld auszahlen.

Dunst. Ganz wohl! (Geht und kommt zurück.) Gnädiger Herr — — —

Herr v. Gritsch (aufspringend, erregt). Jetzt schau er, daß er von hier fort kommt!

Dunst. Es ist nichts von den Rechnungen! Ich will nur melden, daß Herr Gardner angekommen ist — — —

Herr v. Gritsch. So? Es ist gut!

Dunst. Befehlen Sie etwa, daß ich — —

Herr v. Gritsch. Laß er mich in Ruhe mit seinem Geschrei, sag ich ihm zum letzten Mal!

Dunst (geht ab).

(Gritsch. Backbord mit Marianne und Rosine eintretend.)

Herr v. Gritsch (Dunst nachrufend). Hol ihn der Teufel mit seinem Geschrei.

Backbord (laut). Was ist Ihnen, lieber Vater? Haben Sie Sturm gehabt?

Herr v. Gritsch. Wohl hab ich, rasend könnt ich werden über diesen zudringlichen Menschen, schreit mir immer ins Ohr, als ob ich taub wäre.

Marianne. Ich hab es ihm schon oft verwiesen (lächelnd).

Herr v. Gritsch. Was hast Du da zu schmunzeln? Machst Dich auch lustig über den Vater?

Marianne (laut). Behüte. Ich verweise es ihm doch täglich.

Herr v. Gritsch (erzürnt). Aber hab ich es Dir nicht schon oft gesagt, wenn ich sage: man soll mir die Worte nicht ins Ohr schreien, so will ich damit nicht gesagt haben, daß man sie mir zuflüstern soll.

Backbord (sehr laut). Freilich. Der Henker mag ein gescheites Manöver machen, wenn die Signale undeutlich gegeben werden.

Herr v. Gritsch. Wohl gesprochen. So nimmt man den Ton in gesitteten Gesellschaften (indem er Rosine gewahrt). Aber, sieh doch. Wer ist denn diese liebenswürdige junge Dame dort?

Marianne. Unsere neue Nachbarin.

Backbord. Sie heißt — sie ist nämlich die einzige Tochter des berühmten Malers Rafael Dewald.

Herr v. Gritsch. Tausendmal willkommen. Ich habe mich schon längst nach der Bekanntschaft Ihres Herrn Vaters gesehnt.

Marianne. Frisch gewagt, Bruder. — — Fasse Mut. Er gewährt sie Dir ohne Schwierigkeit.

Backbord. O mein Vater, wenn Sie wüßten — — —

Marianne. Er bittet um ihre Hand.

Backbord. O Liebe, leih mir dein Sprachrohr. (Sehr laut.) Mein Vater, unser Leben gleicht der Meeresflut. Bald ist sie ruhig, bald im tobenden Aufruhr. Im ehelosen Stande gibts manche Windstille. Die Heirat erregt oft Sturm. Viele Weiber sind wie ein Orkan, der uns alle Augenblicke an Klippen schleudert. Aber mit den besseren Teilen lavieren wir sanft und froh, selbst bei widrigen Winden.

Gritsch. Setz diese seltsamen Vergleichungen bei Seite, mein Sohn.

Backbord. Sind sie nicht wahr? Sind sie nicht am rechten Ort?

Gritsch. Ach, freilich versteh ich alle Worte. Du schreist Dir ja die Lunge aus.

Marianne. Laß mich für Dich reden, Bruder. (Sie führt Gritsch an die Ecke der Bühne.)

Marianne. Mein Vater, betrachten Sie das schöne Mädchen genau.

Gritsch. Ganz recht. Ihr Auge ist vom schönsten Blau.

Marianne. Mein Bruder liebt . . . Sie müssen sie miteinander verheiraten.

Gritsch (für sich). Ich soll mich mit ihr verheiraten.

Marianne. Ihre Herzen sind für einander geschaffen.

Gritsch (wie oben). Sind unsere Herzen für einander geschaffen? Desto besser. Ich fühl selbst so etwas.

Backbord. O bester, gütiger Vater, willigen Sie in unsere Bitte.

Gritsch. Also, wenn ich mich entschlösse, wärst auch Du es zufrieden?

Backbord. Können Sie noch zweifeln?

Gritsch (wie oben). Ich bin wohl sehr glücklich im Besitze so wohldenkender Kinder (laut). Euer Gedanke war gleich anfangs der meinige, so ein schönes Wesen besitzen zu können.

Marianne (sehr heiter). Sie selbst hatten die Absicht?

Backbord. Wie zuvorkommend, wie väterlich.

Gritsch (aufgeweckt). Ja, meine Kinder, schon vor geraumer Zeit. Nur die Wahl machte mich zweifelhaft, welche es werden sollte.

Backbord. Also jetzt ist sie entschieden?

Gritsch. Wohl bin ichs zufrieden, wenn nur alles übrige schon in Ordnung wäre.

Marianne. Ihr Vater wird hoffentlich kein Bedenken finden. Reden Sie mit ihm.

Gritsch. Soll unverzüglich geschehen. Aber was sagen denn Sie dazu, kleine schalkhafte Schöne?

Rosine. Eine Verbindung mit Ihrem Hause macht das größte Glück meines Lebens aus.

Gritsch (freudig bei Seite). Sie widersteht vergebens. Herrlich, herrlich. (Laut.) Also darf ich mich schmeicheln, daß Ihre Gesinnungen mit den meinigen und den Wünschen meiner Kinder übereinstimmen?

Rosine. Zärtlichkeit und Ehrfurcht für Sie sollen von heute an die einzigen Gefühle meines Herzens sein.

Gritsch (im höchsten Affekt). Ich steh wie bezaubert. — Das heiß ich doch ein offenherziges Geständnis. Jetzt will ich mich flugs in die Kleider werfen und dann hin zu ihrem Vater.

Backbord. Ihr Entzücken, teurer Vater, macht mich so froh, wie der unvermutete Anblick des festen Landes nach mehrmonatlicher Kreuzfahrt. (Er wirft sich zu seinen Füßen; Marianne faßt Gritschens rechte Hand, Rosine die Linke, indem sie ihren Arm an Backbords Schultern lehnt, der ihn zärtlich mit seinen Lippen berührt.)

Marianne. Mein Vater.

Rosine. Würdiger Greis.

Gritsch (wie oben.) Ich möchte weinen vor Freude. — Gehn Sie, liebes Mädchen. Bereiten Sie Ihren Herrn Vater auf meinen Antrag vor. Ich folge Ihnen in wenigen Minuten.

Rosine. Sie wollen es? Ich eile und erwarte Sie, mein Wohltäter.

Backbord (steht auf).

Gritsch. Gott befohlen, mein Püppchen!

Marianne (laut). Sie erlauben es doch, sie hinüber zu begleiten.

Gritsch. Immer geht. Ich wünsche ohnehin einige Augenblicke allein zu sein.

Backbord (im Abgehen). O meine Rosine. Meines Vaters Genehmigung ist eine frische Kühlung, die uns wohlbehalten beim Vorgebirge der guten Hoffnung vorbeiführt. (Er führt Mariannen und Rosinen ab.)

11. Auftritt.

Gritsch allein.

Das muß wahr sein. Kinder, wie die meinigen, sind ein Himmel auf Erden. Mein Sohn wählt mir selbst ein junges, blühendes Mädchen zum Weibe. Meine Tochter bereitet sie auf den Antrag meiner Liebe vor und beide führen sie dann, eines günstigen Erfolges gewiß, in meine wartenden Arme. Welche Aufmerksamkeit! Es übersteigt allen Glauben. Es ist ein Beispiel ohne Beispiel.

Kronwell (eintretend, schreiend). Guten Morgen, Herr von Gritsch.

12. Auftritt.

Herr v. Gritsch (zusammenfahrend). Ach! Sie da, Herr Kronwell? Guten Morgen! Tun Sie mir doch den Gefallen und lesen Sie dem alten Dunst, wenn er mit den Rechnungen zu Ihnen angestiegen kommt, einmal tüchtig den Text. Er ist ein recht abscheulicher zudringlicher Mensch!

Kronwell. Wieso?

Herr v. Gritsch. Mit seiner Geschäftigkeit und Hausverwaltung ängstigt er einem fast die Seele aus dem Leibe! Setzen Sie sich doch! Wollen Sie eine Tasse Kaffee?

Kronwell. Ich danke, Herr v. Gritsch, ich habe schon getrunken.

Herr v. Gritsch. Gut, daß Sie kommen, ich hatte diese Nacht einen närrischen Traum.

Kronwell. So hat man Ihnen schon die Ankunft des Herrn Gardner gemeldet?

Herr v. Gritsch. Soeben durch den Plagegeist Dunst.

Kronwell. Er hat bei seiner Ankunft in Amsterdam Wechsel auf Sie übernommen, die er mir präsentiert.

Herr v. Gritsch. Hören Sie erst, Herr Kronwell, ich hatte diese Nacht — — —

Kronwell. Mein Gott! Was sollen Ihre Träume? Es kommt jetzt drauf an — — —

Herr v. Gritsch. Mir träumte, Sie kämen mit einem blassen, blassen Gesicht und sagten — Ich solle nur nicht erschrecken, van der Swida wäre Bankrott und mit Glaß & Komp. stände es schlecht! Und Bankrott machen bedeutet einen jähen Tod.

Kronwell. Das hat Ihnen geträumt?

Herr v. Gritsch. Leider! Kommt Ihnen das so unglaublich vor?

Kronwell (lacht).

Herr v. Gritsch. Nu, nu! Sie werden mir doch nicht meine Träume abstreiten wollen?

Kronwell. Gott bewahre!

Herr v. Gritsch. Ich wollte, es hätte mir nicht geträumt, so dürfte ich auch keinen jähen Tod befürchten.

Kronwell. Beruhigen Sie sich, Herr v. Gritsch. Vor der Hand werden Sie nicht sterben. Es hat Ihnen nicht geträumt, sondern ich habe Ihnen gestern beim Ballfest die Nachricht wirklich hinterbracht, Sie schliefen aber darüber ein und daher kommt es Ihnen vor wie ein Traum.

Herr v. Gritsch. Wie? Sie hätten mir dies wirklich gesagt?

Kronwell. Allerdings!

Herr v. Gritsch. War das nicht eine Angst umsonst und um nichts?

Kronwell. Um nichts? — — — Ich dächte — — —

Herr v. Gritsch. Wenigstens ist das Gefährlichste überstanden.

Kronwell. Das Gefährlichste überstanden. Wollte Gott, es wäre so! Aber der Verfall Ihrer Handlung! Ernstlich zu reden, Herr v. Gritsch, unsere Sachen stehen nicht allein schlecht, sondern höchst gefährlich.

Herr v. Gritsch. Gefährlich? Wieso?

Kronwell. Und Sie können noch fragen? Ist denn das eine Kleinigkeit, was wir an van der Swida verlieren? Und das Großhandlungshaus in Nantes soll auch auf schwachen Füßen stehen, wie mir Herr v. Waldt versicherte. Ich zittere, wenn sich all die Nachrichten bestätigen sollen.

Herr v. Gritsch. Ich zittere auch, Herr Kronwell! Aber Sie werden sich wohl nicht bestätigen. Machen Sie mir nicht Angst, Herr Kronwell! Es kommt auch alles auf einmal!

Kronwell. Leider zu viel auf einmal! Herr Gardners Wechsel — — — die Berliner Wechsels und zum Unglück sind diese fällig.

Herr v. Gritsch. Herr Gardner ist mein guter Freund, der wird warten, wenn nur die anderen — — —

Kronwell. Ich will es wünschen, denn es sind keine 30.000 fl. in der Kassa — — —

Herr v. Gritsch. Wie? Was? Keine 30.000 fl. in der Kassa? Wo ist denn all das Geld geblieben?

Kronwell. Das möchte ich Sie fragen, Herr v. Gritsch, der Hausverwalter will schon wieder Geld haben und es ist kaum ein Monat, daß ich 1600 fl. hergeben mußte. Außerdem vorige Woche 9800 fl. für die 22 Statuen in Ihrem Garten und 2600 fl. für den neuen Wagen. Gestern 190 fl. für Blumen und 4400 fl. für die zwei neuen Kutschpferde.

Herr v. Gritsch. Ich wollte, daß die Pferde mit samt dem Verkäufer am Galgen hingen. Ich bin gottlos damit betrogen.

Kronwell. Nun überlegen Sie selbst, wie will die Handlung auf diese Art bestehen.

Herr v. Gritsch. Ich kaufe ja nicht alle Tage Pferde.

Kronwell (sieht nach der Uhr). Es wird Zeit auf die Börse. Aber wegen der Wechsel, was fangen wir an?

Herr v. Gritsch. Ja was fangen wir an? Ich dächte schon — — — (Nachdem er sich schon lange bedacht hatte.) Was denken Sie wohl?

Kronwell. Ich sinne hin und her.

Herr v. Gritsch. Ja, ich sinne auch, her und hin! Wenn man nur wüßte — — — (Schenkt sich Kaffee ein und trinkt.) Ist mir doch über dem Plaudern der Kaffee kalt geworden. Pfui! Seit einigen Tagen schmeckt er so nach Rauch, so angebrannt! Ob die Milch daran schuld sein mag oder der Kaffee? Ich muß doch probieren (kostet die Milch). Richtig! Die Milch, das verwünschte Küchenvolk.

13. Auftritt.

Gardner und vorige.

Gardner (für sich selbst). Da sind sie ja beisammen, wir wollen doch hören, ob die schöne Neuigkeit Grund hat. (Bleibt in der Türe stehen, versteckt sich hinter einer Reihe Blumenstöcken oder spanischen Wand usw.)

Kronwell (in tiefem Nachdenken, ohne daß Gardner bemerkt wird). Unser Schicksal beruht hauptsächlich auf der Ankunft der zweiten Post. Es ging schon gestern auf der Börse das Gerücht, daß das Handelsschiff Pfeil gesunken wäre, bestätigt sich heute diese Nachricht, so sind wir verloren!

Gritsch. Nu, nu! Diesmal wird es wohl nicht gesunken sein und wegen der Wechsel wird mir mein Freund Herr Gardner schon helfen.

Kronwell. Ich weiß nicht, ob er! Er scheint eben nicht die freundlichsten Gesinnungen für Sie zu äußern!

Gritsch. Ja, ja, ich merk es. Er wird böse sein, daß ich seine Briefe nie beantwortet habe, wir wollen ihn aber schon wieder gut machen.

Kronwell (mit aufgestütztem Kopfe, immer noch im tiefen Nachdenken). Das Schlimmste ist, daß wir bis zur Ankunft der Post nichts sicheres unternehmen können! Vors erste will ich durch unseren Notar Mager einen Protest auf das hiesige Warenlager Van Swida anlegen lassen, wenn sich allenfalls mit der ankommenden Post der Bankrott bestätigen sollte. In einer Stunde aufs späteste bin ich wieder bei Ihnen (geht ab).

Gardner (hinter den Blumen folgt Kronwell und ab).

Gritsch (allein). Er wird schon einleiten, ja einleiten, hätte darüber bald auf meine liebe Rosine vergessen. (Ruft) Marianne! Marianne!

14. Auftritt.

Marianne eintretend, sehr eilfertig.

Marianne. Da bin ich schon wieder, liebster Vater.

Gritsch. He.

Marianne. Schon naht sich mein Bruder der Erfüllung seiner Wünsche.

Gritsch. O schweig nur, Liebe, schweig. Ja Ihr erfüllet alle meine Wünsche.

Marianne. Ihre Güte macht mich kühn. Der Sohn des Herrn Dewalds — — —

Gritsch. Ich weiß, Herr Dewald ist ein Mann von entschiedenem Talent.

Marianne. So sagt man überall.

Gritsch. Der meine ganze Achtung besitzt und verdient.

Marianne. O wohl mir, ich lieb ihn über alles. Geben Sie uns auch Ihren Segen?

Gritsch. Überlegen? Was ist da lange zu überlegen? Nur eine kleine Geduld, zuvor muß doch der Antrag geschehen. Den Augenblick will ich mich auf die Beine machen.

Marianne. Also Sie haben nichts dagegen?

Gritsch. In der Minute bin ich wieder da. (Geht ab.) (Marianne allein darauf.)

15. Auftritt.

Anton Dewald, von Ottokar geführt, Marianne.

Ottokar. Erlauben Sie mir, Fräulein, Ihnen den Kapellmeister vorzustellen, der die Partitur meines Daseins entwarf. Zwar raubte ihm ein unglücklicher Zufall das Vermögen, das schöne Linienpapier zu lesen, worauf die Grazien die Harmonie ihrer Reize mit unvergänglichem Grabstichel zeichneten. Doch hört er das geistreiche Terzett ihres Wissens, ihrer Vernunft und ihrer Talente und vermag dadurch von diesem auf jene zu schließen.

Marianne. Mein Herr, äußere Reize sind wandelbar und flüchtig. Nur Vernunft und echte Talente sind Eigenschaften, worauf selbst die Bescheidenheit stolz sein darf, und werde ich mein Möglichstes tun, sie zu erwerben und zu bewahren.

Ottokar. Ich fühle die Wahrheit Ihrer Bemerkungen tief.

Dewald. Und tust daher gut, sie schweigend zu beherzigen. Entferne dich mein Sohn, damit ich mich ungestört mit meiner schönen Nachbarin unterhalten kann.

Ottokar. Erlauben Sie mir zuvor, die Sessel näher zu rücken. (Indem er die Sessel hervorrückt, gibt er Mariannen einen Wink, dableiben zu dürfen.) Fräulein, Ihr gehorsamer Diener.

Marianne. Mein Herr, auf Wiedersehen.

(Nach dieser ernsthaften Beurlaubung öffnet Ottokar die Türe, tut, als ob er hinausginge, verschließt sie wieder und kehrt auf den Zehenspitzen zu Marianne zurück, die Dewald zum Sitzen nötigt. Dewald sitzend. Ottokar hinter ihm stehend. Marianne sich setzend.)

Marianne (zu Dewald). Ich bitte, mein Herr, ohne Umstände setzen Sie sich.

Dewald. Wie Sie befehlen. In der Tat, Fräulein, Sie müssen eine vollkommene Schönheit sein, wenn Ihre Gestalt dem Zauber Ihrer Stimme gleichkommt.

Marianne. Ich war nie eitel auf körperlichen Reiz (sich zu Ottokar wendend). Und wenn ich ohne seine Beihilfe Ihnen gefallen könnte, so würde er mir sehr entbehrlich scheinen. (Während dieser ganzen Szene richtet Marianne jedes verbindliche Wort an Ottokar, der seines Orts seine Freude und sein Gefühl durch stummes Spiel zu Tage legt.)

Dewald. Das kann Ihnen nicht fehlen. Ihre Denkungsart, der Ausdruck Ihrer Empfindungen, müssen eine unwiderstehliche Achtung erwerben. Aber Sie versprechen mir doch, aufrichtig zu sein?

Marianne. Welche Gründe könnten Ihnen zum Zweifel Veranlassung geben?

Dewald. Meine Kinder rühmen mir Ihre Schönheit einstimmig. Sollten Sie sich wirklich nichts darauf zu Gute tun?

Marianne. Und in welcher Absicht? Mein Herz wünscht nur dem Manne zu gefallen, den ich mir zum Gatten erwählte. (Zu Ottokar.) Unsere wechselseitige Zärtlichkeit sei so grenzenlos, als dauerhaft. Leidenschaften erzeugen zumeist die Vorzüge des Geistes.

Dewald. So wäre es Ihnen gleichgültig, ob Ihr Gemahl Ihre Reize zu bewundern imstande ist, wenn er Sie nur innig und herzlich liebt?

Marianne. Unstreitig. Wie bald gewöhnt der Mann sich an den Anblick seines Weibes. Ihre körperliche Anmut kann bei anderen gleiche Wirkung, wie bei ihm, hervorbringen. Und wäre dies ja mein Fall, wie bald würde sie mir dann zur Last werden.

Dewald. Wieso?

Marianne. Jede fade Höflichkeitsbezeugung könnte meinem Manne Veranlassung zur Eifersucht geben. Das würde mir im Anfange Langweile und am Ende gar Unglück bringen.

Dewald (leise). Das Mädchen hat zu viel Verstand für einen Jüngling. (Laut). Ihre Art, sich auszudrücken, liebenswürdiges Mädchen, ist weit über ihr Alter. — Unsere schönen Geister würden diesen Ton äußerst abgeschmackt finden.

Marianne. Darum hasse ich auch die Schöngeisterei und fliehe sie, so sehr ich kann.

Dewald. Wär' es möglich?

Marianne. Worin besteht sie anders, als in der Kunst, den guten Namen anderer gleichgültig auf's Spiel zu setzen? Seinen Witz auf fremde Kosten glänzen zu lassen? Die Gabe zu gefallen, ohne zu beleidigen, ist so selten als schätzbar, und nur sie wünscht' ich mir zu eigen zu machen. (Zu Ottokar.) Durch sie die bessere Hälfte meiner selbst zu er-

götzen, ihm fremde Unterhaltung minder wünschenswert zu machen, ist alles, was ich begehre. Nur darum würde ich mich um Mannigfaltigkeit des Ausdruckes bemühen, ihm täglich das alte Geständnis erneuern zu können. — — — Einziger, ich liebe dich unaussprechlich.

Dewald (bei Seite). Hm. — Den Wert eines solchen Weibes würde mein Sohn nie nach Verdienst zu schätzen wissen. Es ist beschlossen. Ich nehme sie für mich selbst. (Laut.) O Fräulein, wie bewundere ich Ihre Vernunft — Ihre Einsichten. Ach, holdes Geschöpf, Sie sind vom Himmel gesandt, das Glück eines Mannes zu machen. Nicht wahr, Sie erlauben mir bei Ihrem Herrn Vater um Ihre Hand anhalten zu dürfen?

Marianne. Halten Sie mich wirklich der Ehre wert, ein Mitglied Ihrer Familie zu werden?

Dewald. O, Sie müssen. Sie sollen der Trost — die Wonne meines Alters sein. — — Wenn Sie nur meine Freundschaft erwidern könnten.

Marianne. Zweifeln Sie nicht, mein Herr. Ich werde alles tun, Ihnen gefällig zu sein.

Dewald. Werden Sie? Könnten Sie einen alten Mann trotz seiner Mängel lieben?

Marianne. Mein Herz teilt Lieb' und Freundschaft mit meinem Gatten und Vater.

Dewald. Ha, könnt' ich diese Versicherung in Ihren Augen bestätigt lesen.

Marianne (zu Ottokar). Sie würde Ihnen für die Aufrichtigkeit meiner Zusage Bürge sein.

Dewald (trällert). Erlauben Sie mir wenigstens Ihre schöne Hand zum Siegel des Versprechens.

Marianne. Mit Freuden. (Sie reicht den Mund Ottokar und Herrn Dewald die rechte Hand. Beide küssen zugleich.)

Dewald. Du liebe Kleine. — Wie schüchtern sie ist. Wie Ihre Hand zittert. (Man hört Gritsch husten.)

Marianne. (Erschrocken zu Ottokar.) Mein Vater kommt. Entfernen Sie sich.

Dewald. Ich mich entfernen. — Was hat's für Not? Ich bin ja eigentlich in der Absicht gekommen, ihm einen Besuch zu machen.

Marianne. Vergeben Sie mir. Ich dachte in der Zerstreuung nicht daran. (Indem sich Ottokar hinter den Fenstervorhängen verbergen will, stößt er gegen einen Stuhl.)

Dewald. Was war das? Was gibts da?

Marianne (verdutzt). Ich weiß nicht.

Dewald. Es rückte jemand mit einem Stuhle.

Marianne (sich fassend). Ach, siehe da, mein Pintscherl. (Sie geht zu Ottokar). Fort hinaus, Pintscherl. — Fort, fort. (Sie gibt ihm einen Wink, sich zu entfernen, und er umarmt sie vom Neuen).

Dewald. Ach, Ihr Pintscherl. Immer lassen Sie es, lassen Sie es. Es ist da recht gut aufgehoben bei Ihnen. (Gritsch öffnet die Türe und Ottokar verbirgt sich vollends hinter dem Vorhange.)

16. Auftritt.

Marianne im Hintergrunde. Dewald. Gritsch. Ottokar hinterm Vorhang.

Gritsch (schreit die ganze Szene durch). Ach, lieber Herr Nachbar. Was mir das leid tut, daß Sie mir zuvorgekommen sind.

Dewald (beiseite). Mein Himmel, was schreit der Mann. (Laut.) Die Begierde, Ihre Bekanntschaft zu machen, ließ mich keinen Augenblick rasten.

Gritsch (beiseite). Er spricht so leise, der Henker mag ihn verstehen. (Schreit). Ich bin außer mir vor Vergnügen über die angenehme Nachbarschaft und segne den günstigen Zufall, der uns so unvermutet zusammengeführt hat.

Dewald. Ich nicht minder. (Beiseite). Er sprengt mir noch das Trommelfell.

Gritsch (für sich). Ich verstehe kein Wort von allem was er sagt. (Hier tritt unvermerkt Gardner ein, stellt sich rasch hinter die Blumen nächst der Türe.) Muß doch hören, was hier vorgeht.

17. Auftritt.

Marianne. Dewald. Backbord. Gritsch. Ottokar hinter dem Vorhang. Gardner hinter den Blumen.

Backbord (durch eine andere Tür kommend, zu Dewald). Mein Herr, Sie sind der Lotse meines künftigen Glückes.

Gritsch. Meine Kinder, jetzt bitt' ich, laßt uns ein wenig allein.

Backbord. Aber, mein Vater. —

Gritsch. Ohne Widerrede. Tut was ich euch sage.

Marianne (leise zu Dewald). Auf Ihnen beruht meine ganze Hoffnung.

Backbord (laut zu Gritsch). Wenden Sie alles an, mir ihn geneigt zu machen.

Dewald (zu Mariannen). Mein Herz sei Ihnen für meinen Eifer Bürge.

Gritsch (zu Backbord). Gewiß, ich werde ja mein eigenes Beste kennen.

Marianne. Sie haben befohlen und wir entfernen uns.

Gritsch (ihnen nachsehend). Gut, gut, geht nur.

Marianne (leise zu Backbord). Er ist da.

Backbord (ebenso leise). Wer?

Marianne. Ottokar.

Ottokar (winkt hinter dem Vorhange Backbord).

Backbord (erstaunt). Wahrhaftig. Desto besser.

Dewald (horchend). Was spricht da noch im Zimmer?

Gritsch (sich umsehend). Was macht Ihr da für Zeichen und Deuteleien?

Marianne. Das unschuldigste von der Welt, mein Vater.

Backbord. Wir lichten eben die Anker.

(Marianne geht in ihr Kabinett. Backbord nimmt den Augenblick wahr, da der Vater den Rücken wendet und schlüpft zu Ottokar hinter den Vorhang).

18. Auftritt.

Dewald, Gritsch, sitzend. Ottokar und Backbord im Erker des Fensters, bald hinter den Vorhängen versteckt, bald hervorguckend, Gardner hinter den Blumen.

Gritsch. Gut, daß sie fort sind, jetzt haben wir freien Spielraum. (Schreiend). Liebwertester Herr Nachbar, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, und zwar zur Güte.

Dewald (verstopft sich die Ohren). Wenn ich bitten darf in Güte, mit etwas gemäßigterer Stimme.

Gritsch (immer noch schreiend). Haben Sie doch die Güte und reden Sie ein wenig lauter.

Dewald (beiseite). Was das für ein Elend ist, wenn man mit schwerhörigen Leuten zu tun hat. Ich muß mitschreien, ob ich will oder nicht.

Gritsch (leise). Ist doch ein großes Unglück die Blindheit. Man kann es den Leuten gar nicht ansehen, was sie sagen wollen.

Dewald (mit starker Stimme). Ich wünsche mich mit Ihrer Familie zu verbinden.

Gritsch. Ganz recht. Die Rede ist von ihrem reizenden Fräulein Tochter.

Dewald. Von meiner Tochter? — — — Nicht möglich.

Gritsch. Sehr möglich. Sie . . . sie . . . sie . . . ist ein Muster aller weiblichen Vollkommenheiten.

Dewald. Sie sind zu gütig.

Gritsch. Nur gerecht. Sie hat mich außerordentlich bezaubert. D'rum komm' ich, Ihnen einen Heiratsantrag zu machen.

Backbord (leise zu Ottokar). Hab' ich nicht einen guten lieben Vater?

Ottokar. Hören wir nur erst weiter.

Dewald. Wie sich das doch manchmal sonderbar fügen muß, Ich wollte soeben, mit Rücksicht auf Ihr Fräulein Tochter um eine ähnliche Erlaubnis bitten.

Gritsch. Für einen Dritten? Gefehlt, lieber Herr Nachbar, für mich selbst suche ich sie zur Frau.

Backbord (heftig). Welch eine unerwartete Windsbraut.

Ottokar. Piano, Herzensbrüderchen, pianissimo.

Dewald (erstaunt). Aber — — bedenken Sie wohl?

Gritsch. Was? Es ist nicht alles, wie es soll.

Dewald (beiseite). Was ist zu tun. Versag' ich ihm meine Tochter, so wäre er ein Tor, wenn er mir die seine gäbe.

Gritsch. Nun, Sie scheinen unschlüssig. Was hab' ich zu hoffen.

Dewald. Alles, aber nur unter einer Bedingung — — —

Ottokar (zu Backbord). Jetzt wird er für mich reden.

Backbord. Wollens erwarten.

Gritsch. Gut, und diese Bedingung ist?

Dewald (sehr laut). Daß Sie mir die Hand Ihrer liebenswürdigen Tochter Marianne bewilligen.

Gritsch. Für wen?

Dewald. Für mich.

Ottokar. Pfeife Lockvogel, pfeife, daß mir die Ohren gellen.

Backbord. Geschwind die Segel eingezogen.

Gritsch (beiseite). Der Mann hat den Teufel im Leibe, in seinem Zustande noch ans Heiraten zu denken.

Dewald (ebenso). Ganz gewiß spuckts bei ihm im Oberstübchen, mit solchen Gebrechen in solch einem Alter ein junges flinkes Mädel zur Frau zu begehren.

Ottokar (traurig zu Backbord). O, was wird aus uns werden.

Backbord (ebenso). Wer lotset uns bei den Sandbänken vorüber?

Dewald (beiseite). Arme Rosine. — Wirst schön versorgt werden.

Gritsch. Bekommst einen wackeren Ehegespons gute Marianne. Aber was hilfts. Soll Rosine mein werden, so muß ich wider Willen in den sauern Apfel beißen.

Dewald (sehr laut). Nun, wie wird's? Haben Sie genug beratschlagt?

Gritsch. Wenn Sie darauf beharren. Ich mache mir eine Ehre daraus.

Ottokar (leise). Kracks, da bricht der Steg.

Backbord. Wollen sehen, wie wir es ändern. (Er schleicht hervor und stellt sich ungesehen hinter den Stuhl des Vaters.)

Gritsch (stark schreiend). Also wir haben uns beiderseits wohl verstanden?

Dewald. Nun, wenn ich Sie mißverstehen könnte. — —

Gritsch. Sie heiraten meine Tochter und bewilligen mir die Ihrige. (Backbord mit möglichster Nachahmung der Stimme seines Vaters, vollendet die Rede laut genug von Dewald verstanden zu werden, aber unhörbar von seinem Vater.)

Backbord. Für meinen Sohn.

Dewald. Zum Henker. — — — Das verändert die Sache.

Gritsch. Ich werde ja wissen, was ich denke und mache.

Dewald. Ist's denn ein braver Junge?

Gritsch. Das Herz immer auf der Zunge. Ich stehe Ihnen dafür, sie wird glücklich sein.

Backbord (wie oben, schließt den Satz). Mit meinem Sohne.

Dewald. So wären wir jetzt außer Sorgen.

Gritsch. Warum erst morgen? Ich dächte, wir schlössen noch diesen Abend, wechselten die Kontrakte und morgen zum Standesamt und zur Hochzeitsfeier.

Dewald. Wie Ihnen das am bequemsten dünkt. — Auch sagt' ich Ihnen nichts von morgen. Ich freu, mich bloß, daß das wichtige Geschäft so erwünscht beendet worden.

Gritsch. So will ich gleich zu meinem Notar schicken.

Dewald. Ich wünscht' lieber den meinigen zu haben.

Gritsch. Hochzeitsgaben? Possen, die finden sich.

Dewald (leise). Was das für ein Kreuz ist, sich mit dem Mann verständlich zu machen. (Schreiend.) Ich sage, Herr Pospischil, mein Anwalt, soll die Kontrakte besorgen.

Gritsch. Nicht doch, Herr Mager, mein Notarius.

Dewald (laut, indem er sich unwillig auf die rechte Seite kehrt). Herr Pospischil besitzt mein ganzes Vertrauen.

Gritsch (ebenso unwillig, dreht sich zur Linken). Herr Mager hat die Disposition über alle meine Barschaften und Einkünfte.

Backbord (hinter dem Stuhl, nutzt den Augenblick, wo die Alten sich den Rücken kehren und schreit zwischen sie durch, mit verstellter Stimme). So nehm' ein jeder von uns den seinen.

Gritsch (dreht sich um und glaubt Dewald zu antworten). Das lasse ich mir gerne gefallen.

Dewald (ebenso). Von ganzem Herzen. Warum dachten wir daran nicht gleich?

Gritsch (ihm die Hand reichend). Ein Mann, ein Wort.

Dewald (einschlagend). Ein Mann, ein Wort. Der Name eines jeden Verlobten — — —

Gritsch. Allerdings halt ich, was ich gelobt.

Dewald. Der Name, sag ich, der Name.

Gritsch. Was, Name, was wollen Sie damit?

Dewald. O weh, o weh, ich schreie, was ich kann und er versteht mich noch immer nicht. Ich frage nach dem Stand und Namen des Verlobten, um ihn im Kontrakte zu bemerken.

Gritsch. Warum sagten Sie das nicht gleich um etwas lauter? Anton Gritsch.

Backbord (leise wie zuvor). Genannt Backbord.

Dewald (schreiend). Und sein Charakter?

Gritsch. Kaufmann.

Backbord. (Ergänzend). Sohn, Kaufmannsohn. (Leise wie oben). Und jetzt Schiffsleutnant.

Dewald. So ist's gut. Gute Rosine, das war hohe Zeit, daß er sich eines besseren besann.

Gritsch (beiseite). Arme Marianne. Und was wird mein Sohn sagen?

Dewald. Könnt ich's nur meinem Sohne so glimpflich beibringen, daß ich Marianne heiraten werde.

Backbord. (Nachdem er leise die Türe der Gemächer öffnet und verschlossen, läuft auf Gritsch zu und ruft.) Was befehlen Sie, mein Vater?

Gritsch. Nichts.

Backbord (öffnet die Türe, die auf die Gasse führt). Ich hörte jemand klopfen. (Er läßt die Türe offen).

Gritsch. Laß das gut sein und komm hieher.

Backbord (stellt sich so, daß Gritsch den Ottokar nicht sieht, der aus seinem Winkel hervorkommt und zur Türe hinausschlüpft). Hier bin ich schon.

Gritsch. Begleite den Herrn Dewald zu Hause und rufe mir den Notarius Mager.

19. Auftritt.

Dewald, Backbord, Gritsch, Gardner hinter den Blumen.

Dewald (das Geräusch hörend). Ging da nicht jemand zur Türe hinaus?

Backbord. Es war der Wind, der mit dem Schlosse spielte. Würdiger Mann. Im Begriffe Hymens Admiralflagge aufzuhissen, wage ich es — —

Dewald (im gewohnten lauten Tone fortfahrend). Wenn meine Tochter nur glücklich ist, so bleibt mir nichts zu wünschen.

Gritsch. Das sei meine Sorge. Eilen Sie jetzt, lieber Nachbar, mein Sohn soll Sie führen, verlieren Sie keine Zeit. Auf baldiges, fröhliches Wiedersehen.

(Dewald geht mit Backbord ab.)

20. Auftritt.

Gritsch allein. Gardner hinter den Blumen.

Meine Heirat hätte also ihre Richtigkeit. Aber der gute Dewald ist ein Narr in Folio. Blind zu sein und ein Mädchen von 18 Jahren zu freien, im Jahre 1906, wo junge Leute mit zwei gesunden Augen nicht hellsichtig genug sind, ihre Hausehre sicher zu stellen. Doch — mag er's haben. — — Wer sich gut bettet, der schläft gut.

Jetzt will ich mich schnell in Staat werfen und meinen Gegenbesuch machen. (Er öffnet einen Kleiderschrank, zieht während dem Gespräch einen Salonrock an, nimmt vorher einen frischen Kragen, weiße Krawatte und zieht sich vor dem Spiegel an, zum Ausgehen bereit.) Nun hin! (Mit seligem Gefühl sich dabei gefällig im Spiegel betrachtend.) Zu meinem Täubchen — zur holderblühten Rosine — mich in ihre Arme geworfen. O, in meinen alten Tagen noch so ein Glück — — lieben — — küssen — — Flitterwochen verleben — — und das mit einem jungen Weib — — o Du — — Du — Du — ich könnte Dich beneiden, wenn das möglich wäre. (Dabei auf sich im Spiegel zeigend.) Eigentlich — — eigentlich (etwas rascher) bist du noch ein ganz fescher Kerl, Gritsch! (Er nimmt eine andere Perücke, bürstet sie aus, setzt sie zurecht, dabei.) O, wie sehne ich mich nach dir, wie verlangt mein Herz danach, mit dir allein zu sein? (Dabei noch mit komischer Geberde sich vor dem Spiegel kokett betrachtend, dann ab.)

Gardner (aus dem Versteck tretend). Mein Gott, welch eine Memme und dies der Chef des Großhandlungshauses Gritsch & Co.

(Vorhang fällt).

Gedichte.*)

Von Jenny von Reuß-Hoernes, Wien.

Den Philistern.

Hätt Flammen ich, die Liebe euch zu malen!
Zu ärmlich ist der Worte toter Kram,
Die Prosa steif, die Verse flügellahm
Und farblos, wie das Licht in Kathedralen.

Verkünden möcht ich euch in Bacchanalen,
Was nie noch euer feiges Ohr vernahm,
Daß zitternd sich verkröche eure Scham,
Mit der so heuchlerisch ihr liebt zu prahlen.

Ihr sprecht von Liebe? — O wie matt und zahm,
Ein lau Getränk in bunten Jahrmarktschalen!
Heiß schäumend aus rotgoldenen Pokalen
Schlürf ich den Gluttrank, der so wundersam
Und jäh berauscht in süßen Wonnequalen —
Mit meinem Blut will ich die Zeche zahlen!

Laß meine Glut nicht irre Wege schweifen.

Laß meine Glut nicht irre Wege schweifen,
Die doch so leuchtend deinen Pfad bestrahlt....
Ich kann nicht anders — muß nach Bränden greifen,
Wo still dein Herz mit sanften Farben malt.

Ich kann den Lauf des wilden Stroms nicht hemmen,
Muß mit ihm treiben, oder untergehn —
Versuch es nicht, die Wogen einzudämmen,
Die meines Blutes heiße Wirbel drehn.

*) Aus dem eben erschienenen Buche: „Vom Baume der Erkenntnis. Neue Gedichte von Jenny von Reuß-Hoernes. Breslau, 1907. Schlesische Verlagsanstalt S. Schottlaender.

Ich kann mich nur zur reichen Tafel setzen —
Sieh doch: ich hab sie fürstlich dir geziert!
Nicht tropfenweis kann ich die Lippe netzen,
Die dürstend nach dem vollen Trunke giert.

Ich kann nicht heuchelnd Fesseln überstreifen,
Die meine Liebe mit dem Tod bezahlt....
Laß meine Glut nicht irre Wege schweifen,
Die doch so leuchtend deinen Pfad bestrahlt!

Herbststunde.

Mein Tag neigt seinem Ende zu,
Der Freude Sonnengold verglüht.
Getanzt, geweint.... nun bin ich müd
Und will zur Ruh — will zur Ruh.

Da fühl ich einer Blume Duft,
Die schimmert hell in Blütenpracht
Und leuchtet weiß in meine Nacht
Und lockt und ruft — lockt und ruft.

So morgenfrisch und taubeglänzt
In jungem, jungem Frühlingsland....
Es zittert frevelnd meine Hand
Die mich bekränzt, die mich bekränzt.

Eifersucht.

Worauf ich eifersüchtig bin?
Ich bin's auf jedes Windes Hauch,
Der schmeichelnd deinen Odem trinkt,
Auf jedes sommermüde Blatt,
Das welk zu deinen Füßen sinkt,
Auf jedes Steinchen, das du trittst,
Auf deines Ruhekissens Flaum,
Auf deines Denkens weites Reich,
Auf deiner Nächte Wonnetraum,

Auf alles, was dich rings umgibt,
Daß mir in Qual das Herz fast bricht —
Du wirst mich nimmer ganz verstehn,
Drum frag, Geliebter, frag mich nicht.

Worauf ich eifersüchtig bin.

Wintersonnenwende.

Ein weißes Blatt halt ich in meinen Händen —
Die falten bebend sich, vor Glück erschrocken,
Das über meinem Haupt sich will verschwenden.

Ans Fenster stieben noch die Winterflocken,
Doch aus dem Blättchen quillts wie Rosenbluten.
Tönt's wie das Klingen heller Frühlingsglocken.

Ich öffne dir mein Herz in süßen Gluten
Daß sie den deinen bräutlich sich vermählen —
Die unsre Adern fiebernd heiß durchfluten,

Sie fluten zündend auch durch unsre Seelen.
Zu hellen Bränden laß sie uns entfachen.
Die weithin lodern, nicht erstickt verschwelen.

Ich zähle nicht zu jenen Feigen, Schwachen,
Die halb genießen, ihre Lust zerstücken:
Gott will ich sein und dich zum Gotte machen!

Mit Flammen will ich unsre Liebe schmücken,
Sie Blüten gleich zu Loderkränzen flechten
Und bieten dir mit jubelndem Entzücken.

Die Feuer sind die wahren, sind die echten,
Die, züngelnd nur auf heimlichen Altären,
Sich doch nicht dämpfen lassen und nicht knechten,

In Wonnen leuchten und sie auch gewähren.

Schlaf ein, mein Herz!

Schlaf ein, mein Herz, hast genug gewacht,
Du hast gezittert manch dunkle Nacht,
Du hast gejubelt manch sonnige Zeit,
Schlaf sorglos nun in die Ewigkeit.
Schlaf ein, mein Herz!

Du hast in der Liebe Zauberland,
In der Leidenschaft glühendem Sonnenbrand
Von deiner durstigen Sehnsucht berückt
Die roten Blumen der Wollust gepflückt;
Die Höhen und Tiefen menschlicher Lust,
Du hast sie erforscht in der eigenen Brust;
Du fandest Verrat, wo du Treue geheischt,
Dich haben der Eifersucht Krallen zerfleischt —
Schlaf ein, mein Herz, du bist so müd.
Fühlst du es nicht, wie die Sonne verglüht?
Schlaf ein, mein Herz!

Bald fällt der Schnee ganz sacht und leis,
Ein Totenlinnen so weiß, so weiß —
Er deckt dich zu — du merkst es kaum.
Du träumst noch einmal den schönsten Traum,
Den schönsten, der dich einst betört —
Und hast zu schlagen aufgehört.
Schlaf ein, mein Herz!

Werdeträume.

Rosig umhauchte, schneeig umflockte Bäume —
Wie meiner Seele Blütenträume,
So bebt der reiche lenzende Flor
Zur blauenden Himmelsferne empor.
Und alle die Kelche, sie öffnen sich weit
Und sehnsuchtsvoll der Unendlichkeit.
Ihres tiefinnersten Wesens Enthüllung
Bedeutet Vollendung, bedeutet Erfüllung.
Wann werdet ihr euch zum Leben entfalten,
Höhendurstige Träume voll Sehnsuchtsgewalten?
Wann werdet ihr meiner Brust euch entringen
Mit sieghaft gebreiteten, stolzwüchsigen Schwingen
Emporzuschweben aus alltäglichem Nichts
Die Bahn der Vollendung zu den Höhen des Lichts?

Rundschau

Besprechungen und Notizen.

Wagner und seine Werke. Die Geschichte seines Lebens mit kritischen Erläuterungen von Heinrich T. Finck. Deutsch von Georg von Skal. 2. Auflage, 2 Bände, Breslau, S. Schottlaender, 1906.

Der Verfasser hat sich mit der Herausgabe dieser Biographie ein kaum zu überschätzendes Verdienst erworben, das bei den vielen Tausenden, denen das heilige Feuer Wagnerischer Kunst in die Seele leuchtete, ungeteilte Anerkennung finden wird. Denn dieses Buch wird nicht bloß seinen Platz in den gelehrten Bibliotheken ausfüllen und dem Musikhistoriker und Fachmann als wertvolles literarisches Hilfsmittel dienen, sondern es wird auch seinen Weg in das Volk finden und überall mit großem Interesse und wahrer Liebe gelesen werden. In den kleinen Hausbibliotheken der vielen Musikfreunde wird es eine empfindliche Lücke ausfüllen. Denn obzwar die Wagner-Literatur entsprechend unserem Zeitgeiste, nach welchem die schnüfflerische Geschäftigkeit aller sensations- und erwerbslustiger Literaten in unseren Heroen die geeignetsten Ausbeutungsobjekte sieht, bereits mächtig angeschwollen ist, gab es bisher keine Wagner-Biographie, welche zwischen ermüdender Weitschweifigkeit und skizzenhafter Unvollständigkeit die Mitte einhalten würde. Dieses Versäumnis mußte ein deutscher Ausländer — Finck ist Amerikaner — nachholen. Besonders meinen österreichischen Landsleuten möchte ich das Buch wärmstens empfehlen. Hatten wir doch neben vielen kleinen auch den großen Hanslick in unserer Mitte, der einer der eifrigsten war in der Verunglimpfung der Kunst und der Persönlichkeit Wagners und dank seiner Stellung als Musikreferent der bedeutendsten und einflußreichsten österreichischen Zeitung in der Lage war, den falschen Vorstellungen über Wagner die größte Verbreitung zu verschaffen. Und mir will es so dünken, als ob diese abscheulichen Zerrbilder, die mit fleißigem Bestreben entworfen und verbreitet wurden, bis heute noch ihre Spuren zurückgelassen hätten. Auch haben wir es vor kurzem wieder erlebt, daß die Verleumder mit unverständlicher Beharrlichkeit noch immer am Werke sind. Dem gegenüber kann nur ein Buch, wie das vorliegende, Abhilfe gewähren. Dabei muß betont werden, daß es keineswegs einer blinden, urteilslosen Beräucherung Wagners dient. Jeder Mensch hat seine Fehler und die höchsten Berge werfen den größten Schatten. So lernen wir in diesem Buche auch die Schwächen Wagners kennen, wir erfahren die kleinen und großen Fehler, die er begangen hat, und wenn der Autor mit milder Schonung über dergleichen Dinge

hinweg zu kommen trachtet, so bekundet er damit nur seinen Respekt gegenüber einem genialen Manne, der der deutschen Kunst in allen Kulturländern der Welt die größte Ehre eingebracht hat. Auch auf die praktische Brauchbarkeit des Buches als Opernführer möchte ich noch verweisen. Die Inhaltsangaben der Dichtungen sowohl, als auch die Erklärungen der musikalischen Struktur und des Motivenbaues sind im gleichen Maße geeignet, Wagners Werke ihrer Form und ihrem Inhalte nach verständlich zu machen. Da auch das Format der beiden Bände ein sehr handliches ist, können sie leicht ins Theater mitgenommen werden. Fast 20 Jahre war der Autor, wie er in der Vorrede bemerkt, mit der Sammlung des Materiales beschäftigt, allen zugänglichen Dokumenten hat er mit unermüdlichem Eifer nachgespürt, trotzdem leidet das Buch nicht an Überladung und an jener Anhäufung von Nebensächlichkeiten, die allzu gewissenhafte Biographen gerne zum Verdruß des Lesers übereinander stappeln. Vielmehr ist es dem Verfasser gelungen, ein Werk zu schaffen, das abgesehen von einigen neuen noch unbekannten Mitteilungen im großen und ganzen das vorhandene Material in einer gründlichen Verarbeitung zusammenfaßt. Nirgends zu viel, aber auch nirgends eine Lücke. So ist es eine wahre Freude, das Buch zu lesen. Hoffentlich erlebt es bald seine dritte Auflage.

Rudolf Stritzko.

Zu den Briefen Richard Wagners an eine Putzmacherin. Unterredungen mit der Putzmacherin Berta. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte Richard Wagners von Ludwig Karpath. Verlag „Harmonie", Berlin, 1906.

Im Anschluß an die Besprechung der Wagner-Biographie von Finck möchte ich auf diese Broschüre aufmerksam machen, welche ein Beleg dafür ist, wie gerechtfertigt die harten Worte sind, die ich gegen Wagners Widersacher oben gebraucht habe. Im Jahre 1877 erschienen in der „Neuen Freien Presse" unter dem Titel „Briefe Richard Wagners an eine Putzmacherin" zwei Aufsätze aus der Feder des seinerzeit sehr beliebten Journalisten Daniel Spitzer, in welchen sich dieser in seiner bekannten Art an der Hand der genannten Briefe über Wagner lustig machte. Jene beiden Aufsätze wurden nun ein Menschenalter nach ihrem ersten Erscheinen von einem spekulationslustigen Anonymus neuerdings der Öffentlichkeit übergeben. Gegen die Publikation der Briefe würde gewiß niemand etwas einwenden, aber die verletzenden Ausfälle Spitzers hätten nicht neuerdings ans Licht gezogen werden sollen. Um nun den faden Witzen über Wagners Vorliebe für Atlas, Seide und Spitzen endgültig die Spitze abzubrechen, hat sich der verdienstvolle Wiener Musikschriftsteller Ludwig Karpath der Mühe unterzogen, die Frau, an die diese Briefe gerichtet waren und die man schon längst tot wähnte, zu suchen. Unterstützt von glücklichen Zufällen gelang es ihm, sie in der 70 jährigen Berta Maretschek, wohnhaft in Wien, 3. Bezirk, Matthäusgasse 9, zu finden. Auf Grund der Mitteilungen, die Karpath von dieser Frau entgegennahm, konnte nun endlich der wahre Sachverhalt in vorliegender Broschüre festgestellt werden. Wir erfahren daraus, daß die Briefe der armen Frau vor mehr als 30 Jahren gestohlen wurden.

Und so konnte abgesehen davon, daß die Mitteilungen über den übertriebenen Luxus Wagners auf das richtige Maß zurückgeführt wurden, auch die Ehrenrettung dieser Frau erreicht werden, welche gegen ihren Besteller, der seine Aufträge an sie als Geheimnis gehütet

wissen wollte, keine Treulosigkeit beging. Wir können diese Broschüre allen Wagner Freunden aufs wärmste empfehlen.

Rudolf Stritzko.

Musikalische Kalender. Die Zeitschrift „Musik", verlegt bei Schuster und Loeffler Berlin und Leipzig, versendet heuer einen Beethoven-Kalender. Es soll damit ein Hausbuch für den Schreibtisch des Musikfreundes geschaffen werden, nicht nur brauchbar für die tägliche Benützung, sondern auch anregend und Zerstreuung gewährend. Aus dem Inhalte desselben hebe ich besonders hervor einen Aufsatz von Kalischer über Beethovens Verhältnis zu den Geschwistern Malfatti, ferner die Ausführungen Meißners über Beethoven und Menzel und Wilibald Nagels Beiträge zur Geschichte des Heiligenstädter Testaments, endlich eine Anzahl von Briefen und Aussprüchen des Meisters. Zahlreiche gelungene Bilder ergänzen die Darstellung, besonders die Beethoven-Porträts sind zu einer hübschen Galerie vereinigt. — Der Harmoniekalender 1907, ein musikalischer Haus- und Familienalmanach, herausgegeben von der Verlagsgesellschaft „Harmonie", Berlin, wird immer mehr ein beliebtes Hausbuch, auf dessen Erscheinen Musik- und Theaterfreunde stets mit Spannung zu warten pflegen. Auch heuer ist sein Inhalt geeignet, allgemeine Befriedigung zu gewähren. Die Redaktion war vor allem darauf bedacht, die großen musikalischen Ereignisse des abgelaufenen Jahres in Wort und Bild zusammenzufassen und als Ganzes vorzuführen. Darum nimmt auch Mozart den größten Raum ein, der Jubilar des Jahres. Um ihn gruppieren sich die berühmtesten Vertreter seiner Gesangskunst. Wir werden ferner auf das größte Musikereignis der abgelaufenen Saison hingewiesen, auf die neue Strauß-Oper Salome, wir bekommen einen Einblick in die Bayreuther Aufführungen, die Wagner Festspiele in Prag, neue komische Oper in Berlin, die Berliner Sommeroper, einzelne neu auftauchende Gesangssterne, einige der erfolgreichsten Operetten ziehen, mit zahlreichen Illustrationen versehen, an dem Leser vorüber. Sonst erwähne ich noch Aufsätze über Schumann, Lortzing und Haydn, ferner eine Erzählung von Ernst von Wolzogen, zum Schlusse noch die musikalische Beilage, in die einige der beliebtesten Lieder der vergangenen Saison aufgenommen wurden.

Robert Bowell.

Vom Baume der Erkenntnis. Neue Gedichte von Jenny von Reuß-Hörnes. Breslau, 1907. Schlesische Verlagsanstalt S. Schottländer.

Als der erste Band Lyrik der Verfasserin[1]) erschien, brachten alle Blätter Äußerungen überschwenglichen Lobes der Kritik. Ein Leipziger machte in seinem Entzücken sogar einen weiblichen Goethe aus ihr. Wer des kritischen Handwerks blechernen Boden kennt, steht solch einem jubelndem Austrommeln sehr skeptisch gegenüber. Ich kann mich noch des kleinen Reuß-Rummels fin de siècle erinnern. Ein lauwarmes Interesse für die Dichterin fand ich aber erst, als ich die heterogensten Kritiker, die sich sonst in Praxis und Theorie spinnefeind sind, in der Beurteilung der „Tempi passati" als friedliche Lämmlein frohlockend nebeneinander herspringen sah. Erst als einige rezensierende Frauen auf den Plan traten und mit wuchtigen Geißelhieben auf die Verfasserin loshieben, dachte ich mir: Wenn diese, gerade diese Damen so furienmäßig dreinhauen, muß Jenny von Reuß doch mehr als gewöhnliche Bedeutung haben. Ich ging nun hin

[1]) Jenny von Reuß, Tempi passati. Graz, 1898.

und erfuhr, daß die „Tempi passati" bis auf das letzte Exemplar ausverkauft waren. Man denke: Ausverkaufte Lyrik! Und noch dazu ein Erstlingswerk!

Später lieh ich mir das Buch aus. Und da fand ich, daß meine Skepsis doch nicht so ganz unberechtigt war. Die Zeitgedichte, welche die Hälfte des Bandes ausmachten, waren nicht besser, als man von einem gewöhnlichen Talente erwarten kann. Dagegen fesselten die Sonette und Terzinen, obgleich noch manches in ihnen unfertig erschien. Ihr Gegenstand war die schrankenlose, begeisterte Hingebung des Weibes an den Geliebten. Nun verstand ich auch die überaus freudige Aufnahme des Buches bei der Kritik, begriff das Gekeife jener weiblichen Tartuffes: denn Jenny von Reuß feiert die Liebe, die ja an und für sich schon ein recht sympathisches Thema ist, wie kaum eine andere in wahrhaft hinreißenden, gewaltigen Orgelsymphonien. Bei diesem Thema ist sie denn auch in ihrem neuen Buche geblieben. In der Form hat sie aber die Vollendung erreicht.

Ich will nicht verhehlen, daß der Stoff ihrer Verse einen bedeutenden Teil an dem bisherigen Erfolge der Dichterin hat. Wäre die sinnenfreudige Erotik in der Frauenlyrik nicht so modern geworden, dann hätte man sich um Jenny von Reuß auch nicht mehr gekümmert, als um die anderen lyrischen Dichterinnen. Der Vorwurf der hierin liegt, richtet sich aber durchaus nicht gegen die Autoren, sondern vielmehr gegen das Publikum, dessen weitaus größter Teil sich für Lyrik nur dann interessiert, wenn sie mit Erotik gewürzt ist.

„Bei Weibern ist alles Herz, sogar der Kopf", sagt der alte Jean Paul. Wer das ganz allgemein, von allen Weibern sagt, kennt sie nicht. Aber bei Jenny von Reuß-Hörnes stimmts. Wenn man diese Lieder mit ihrer grenzenlosen Zärtlichkeit, ihrer demütigen und dabei doch stolzen Hingebung, mit ihrer jauchzenden Besitzfreude und brennenden Sehnsucht liest, dann öffnet sich einem ein Herz, das Weib und nichts als Weib ist. Es ist das Herz, nach dem sich der Mann ein Leben lang sehnt, das er ganz in sich aufnehmen und wie sein eigenes fühlen möchte. Manch einer wird das Buch von sich legen, und halbträumend einer weichen Hand gedenken, die einmal, nur einmal über seine heiße Stirn gestrichen und dann fortgegangen war für immer. Ein anderer wird mit großen Augen in das Buch starren, weil es ihm von einer Weibesliebe kündet, die er nie gekannt, deren Schönheit und Größe er nie geahnt. In Schönheit lieben lehrt das Buch.

—n—

Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.
Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.